



Im so genannten „Gedankenjahr“ 2005 muss ein Beitrag, der das Leben von Juden in Salzburg zu beschreiben versucht, beinahe zwangsläufig die bittere Seite dieses Kapitels ins Auge fassen. Die Ermordung von Millionen Juden während der Shoa ist zum furchtbaren Bestandteil der österreichischen Geschichte geworden. Und diese beginnt nicht erst 1945 oder gar 1955. Das Gedächtnis einer offenen Gesellschaft muss alle Aspekte und alle Zeiträume umfassen.

Nach der Vertreibung der Juden aus Salzburg im Jahr 1498 konnten sich erst nach dem Staatsgrundgesetz von 1867 wieder Juden in Salzburg niederlassen. 1892 wurde in Aigen ein Friedhof errichtet und 1901 konnte in der Lasserstraße die Synagoge eingeweiht werden. Schließlich wurde die Israelitische Kultusgemeinde 1911 selbstständig. Doch die Hoffnung vieler Juden, in der bürgerlichen Gesellschaft Aufnahme zu finden, blieb vergeblich. Denn bereits seit den 1890er-Jahren markierten die so genannten „Arierparagraphen“ verschiedenster Vereine den breiten Durchbruch antisemitischen Denkens. Die jüdische Gemeinde war demnach weitgehend auf sich selbst zurückgeworfen und bildete eine Insel im Gefüge der Salzburger Gesellschaft. Im Zuge des Ersten Weltkriegs verschärften ostjüdische Flüchtlinge, welche in Barackensiedlungen in Niederalm und Grödig untergebracht wurden, die Feindseligkeiten der Bevölkerung noch mehr. Wie in ganz Österreich auch, brach in Salzburg nach dem Ersten Weltkrieg der Antisemitismus offen auf und bereitete den Boden für all jene Gräueltaten, die später während des Nationalsozialismus stattfinden sollten. Die Zeitschrift des Antisemitenbundes, der „Eiserne Besen“, verlangte ein „Ausmisten“ des „Ungeziefers“. So galten auch die 1920 gegründeten Festspiele in weiten Teilen der Bevölkerung als „verjudete Einrichtung“. Die Sprache, so scheint es, ging den Taten voraus.

Das religiöse Leben der Juden in Salzburg war in dieser kleinen Gemeinde nur schwer zu führen. Kompromisse standen an der Tagesordnung. Wenn auch ständig versucht wurde, sich anzupassen, blieben Juden dennoch weitgehend unter sich. Es gab kaum Taufen oder Übertritte oder gar Mischehen. Selbst im Kaffeehaus, wie etwa im „Bazar“, saßen Juden und Nicht-Juden in getrennten Ecken. Das alltägliche Leben verlief problematisch. Die wenigen Kinder der in Salzburg ansässigen Juden waren in den Schulen Anfeindungen ausgesetzt. Die Ausgrenzung bezog sich auf Tanzkurse ebenso wie auf das Aufenthaltsverbot in Berghütten des Alpenvereins. Es war im täglichen Leben

ein schwieriges Lavieren, das besonders für junge Menschen zunehmend unerträglich wurde. Deshalb entstand unter der Jugend eine große Aufnahmebereitschaft für zionistische Ideen. Die ohnehin kleine Gemeinde in Salzburg schrumpfte von 285 Personen im Jahr 1910 auf 239 im Jahr 1934. Bedeutende jüdische Persönlichkeiten waren der Glasfabrikant Ignaz Glaser, Stefan Zweig und Max Reinhardt.

Im Zuge der nationalsozialistischen Herrschaft taten sich die Salzburger besonders eifrig hinsichtlich der Vertreibung und Arisierung hervor.

Heute bedeutende Hotels, Schlösser und Gourmetempel wie etwa Hotel Fuschl oder Schloss Prielau in Zell am See sind Zeugen einer düsteren Geschichte der Arisierung ebenso wie Schloss Leopoldskron in der Stadt Salzburg. Während am Residenzplatz am 30. April 1938 1200 Bücher verbrannt wurden, besuchten wenige Monate später 40.000 Menschen in Salzburg die Ausstellung über „entartete Kunst“. Ältere Mitglieder der jüdischen Gemeinde sahen die nationalsozialistischen Umtriebe als vorübergehend an. Doch die Reichspogromnacht vom 9.11.1938 bereitete dem ein schreckliches Ende. In Salzburg verhaftete die SS allein 70 jüdische Männer und deportierte sie nach Dachau. Alle Salzburger Juden mussten nach Wien übersiedeln und am 12.11.1938 wurde der „Mustergau“ Salzburg für „judenrein“ erklärt. Einzelnen gelang es in der Umgebung zu überleben, wie der Malerin Raffaella Irma Toledo, die am Schlenker mit Hilfe von Bauern Zuflucht fand. Die nationalsozialistische Herrschaft hatte die kleine jüdische Gemeinde zerstört.

Nach 1945 fanden nur wenige Vertriebene nach Salzburg zurück. Juden, die eher zufällig nach Salzburg gekommen waren und anderswo keine Perspektive sahen, bildeten nun die neue jüdische Gemeinde und bemühten sich um eine Belebung der Kultusgemeinde. 1968 wurde die Synagoge wieder eingeweiht, doch am Beginn des 21. Jahrhunderts umfasst die jüdische Gemeinde nur mehr rund 80 Personen. Max Reinhardt und Stefan Zweig, um nur zwei Prominente zu nennen, lebten und wirkten in der Zwischenkriegszeit in Salzburg. Wie alle anderen Juden wurden auch sie vertrieben. Dennoch sind nach 1945 wieder welche gekommen, so etwa der Zukunftsforscher Robert Jungk, der hier vielfältige Spuren hinterlassen hat. Vladimir Vertlib, der prononcierte Literat, übersiedelte 1993 zum Entsetzen seiner Wiener Freunde in die „Provinzstadt“ Salzburg. Mehr um ein Zeichen zu setzen als aus Überzeugung, trat er in die Kultusgemeinde ein.

 Susanne Swantje FALK

Modewellen aller Art schwappen in kurzer Abfolge von Jahren immer wieder über uns hinweg, sei es aus den Bereichen Musik, Film und Fashion oder aber in Form ganzer Lebenswelten anderer Kulturen, die in der westlichen Hemisphäre zum schnelllebigen Trend erhoben werden. In den letzten zehn Jahren durften wir beobachten, wie im Zuge einer immer enger vernetzten Welt Fernöstliches (man denke an ungezählte Sushi-Bars, Feng Shui oder Mangas), Asiatisches (z. B. in Form cineastischer Konkurrenzprodukte zum amerikanischen Markt aus Bollywood) oder auch Europäisches (Nahreisen an die Ostseeküste oder in die Toscana als Folge des 11. September 2001) die westliche Welt des Konsums quasi über Nacht erweiterten. Dass mit diesen Trends auch jeweils ein Stück der großen weiten Welt in unsere Kühlschränke und Wohnzimmer Einzug hielt, ist dabei durchaus als kulturelle Bereicherung zu verstehen. Der Mensch stillt seine naive Neugierde damit, dass er das Fremde und im besten Fall Exotische bis zu einem gewissen Grad in sein Leben lässt, allerdings nur soweit, dass er sich in seiner eigenen kulturellen Identität nicht gestört fühlt. Imitation kann, sogar wenn sie schlecht gemacht ist, zu einem besseren Verständnis der jeweils anderen kulturellen Identität führen, auch wenn sie vorläufig im pervertierten Konsumrausch in der Dekorationsabteilung eines Möbelhauses endet. Nichts ist mehr fremd, was einmal imitiert wurde, was nicht mehr fremd ist, wirkt weniger bedrohlich. Dass dabei kein wirklicher kultureller Austausch stattfindet, ist von diesem Standpunkt aus betrachtet vorläufig zweitrangig.

Die genannten Überlegungen sind weder neu noch unbestritten, sie gewinnen jedoch an Aktualität durch einen neuen Trend, der sich seit knapp einem Jahr abzeichnen beginnt, nämlich die »Entdeckung« vermeintlicher und auch tatsächlicher jüdischer Kultur durch Prominente aus Film- und Musikbusiness, allen voran Madonnas Einsatz für die kabbalistische Sekte des Philip Berg. Mit nahezu unübersehbarem missionarischem Einsatz wirbt die Sängerin für die Lehren der Kabbala und setzt damit eine Welle in Gang, die derzeit halb Hollywood ergriffen hat. So nennt die deutsche *Glamour* im Juli 2004 u. a. Britney Spears, Barbara Streisand oder auch Elisabeth Taylor als Anhänger der kabbalistischen Lehre in der Auslegung des Laien und Gurus Philip Berg, der u. a. in Los Angeles und London Kabbalazentren betreibt. Wie alle Gruppen greift auch diese auf identitätsstiftende Symbole zurück, so etwa auf ein zartes rotes Bändchen am Handgelenk, das Böses abwehren soll und zum unverzichtbaren Accessoire für alle Stars und Stern-

chen geworden ist, die ihrem Vorbild folgen wollen. Dabei ist die Überzeugungskraft eines Opinion Leaders wie Madonna gar nicht zu unterschätzen. Was sich die Stars von ihrer Zuwendung zu einer Lehre erhoffen, die zwar Anknüpfungen an die traditionelle jüdische Exegese aufweist, die jedoch in einer ganz eigenen Tradition steht, beginnend mit dem 12. Jahrhundert, und in ihrer Auslegung durch moderne Sektenführer ihren Bezug zur jüdischen Tradition nahezu vollständig verloren hat, bleibt ihr Geheimnis.

Bis sich eine Modewelle aus der Welt der Oberen Zehntausend in den Sphären der unteren Millionen durchsetzt, vergehen durchschnittlich ein bis zwei Jahre und selbst wenn die Ausläufer einer möglichen Welle der Kabbalistik, so sie denn nicht nur einen kleinen Kreis von Auserwählten betrifft, über die Massen hinwegläuft, muss man nicht zwangsläufig mit Zehntausenden neuen Anhängern der Kabbalasekten rechnen. Sich ein rotes Bändchen für 30 Dollar um die Hand zu binden, bedeutet noch nicht, seinen Verstand an der Tür eines Zentrums abzugeben, das von seinen Mitgliedern zehn Prozent ihres Gehalts für sich beansprucht. Allerdings wirft dieser Trend auch einige Fragen auf, etwa die, ob die Mode der Kabbalistik das Bild konventioneller jüdischer Glaubensgemeinschaften in der Öffentlichkeit beeinflusst und ob sich eine seriöse Ausübung der Kabbalistik von dieser Modeerscheinung überhaupt noch absetzen kann.

Noch ist es zu früh, um die Folgen dieser Modewelle, so sie sich denn zu einer solchen ausweiten wird, abwägen zu können. Beachtenswert ist sie allemal. Wir haben es hier jedoch keineswegs mit einem völlig neuartigen Phänomen zu tun: Moden kommen und gehen, auch in der Glaubenswelt. War noch vor wenigen Jahren Richard Gere als, übrigens immer noch, gläubiger Buddhist Trendsetter in diesem Bereich und entfesselte der Film »Sieben Jahre in Tibet« eine Massenfaszination für die Welt des Buddhismus, was nebenbei auch zum immensen Erfolg der Bücher des Dalai Lama beigetragen hat, so kann nach Madonna und der Kabbalistik einem anderen Prominenten diese Rolle zufallen und damit auch einer anderen Glaubensrichtung. Parallel dazu entwickeln sich Erscheinungen wie etwa die der christlichen Schmusebarden »Söhne Mannheims«, die sich durch penetranten, aber harmlosen Missionarwillen ihres Bandleaders Xavier Naidoo bemühen, Zeichen für die Völkerverständigung im Sinne traditioneller christlicher Werte zu setzen. Gemeinsam wären Richard Gere und Xavier Naidoo damit der überzeugte Einsatz für eine anerkannte Glaubensgemeinschaft, was sie von Madonnas Hinwendung zu einer Kabbalasekte

 Walter REICHEL

Im Beisein von Staatssekretär Franz Morak, des israelischen Präsidenten Moshe Katzav und des Sprechers der Knesset, Reuven Rivlin, wurde am 19. Mai 2005 in Jerusalem das neue Theodor Herzl-Museum eröffnet. Sie fand am Geburtstag Herzls (nach dem jüdischen Kalender gerechnet) statt, der im vergangenen Jahr von der Knesset zum Herzl-Tag erhoben wurde. Dieser wurde heuer erstmals begangen. Die Erweiterung und Überarbeitung des Herzl-Museums wurde mit Spenden aus Deutschland, der Schweiz und den USA finanziert. Rund ein Viertel der Kosten von umgerechnet etwa 2,4 Mio. Euro trugen öffentliche und private Förderer aus Österreich bei.



*Eröffnung des Herzl-Museums (v.r.):  
Staatssekretär Franz Morak, Staatspräsident  
Moshe Katzav, Präsidentin der Jerusalem  
Foundation Ruth Cheshin, Sprecher der  
Knesset Reuven Rivlin und Vorsitzender der  
Jewish Agency Sallai Meridor*

„Die Beschäftigung mit Theodor Herzl soll für uns Mahnung und Auftrag zugleich sein“, sagte Staatssekretär Morak in seiner Eröffnungsrede. „Mahnung, unsere gemeinsamen geschichtlichen Wurzeln, aber vor allem auch ihre tragischen Verirrungen niemals zu vergessen. Es ist der Auftrag, gegenüber allen Formen von Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, wachsam zu bleiben. Es ist die Vision, an einer besseren Zukunft in Frieden und Glück für alle Menschen mitzubauen“, so Morak. Als „Vater des Zionismus, als Träumer, dem es gelungen sei, seinen Traum vom „Juden-Staat“ zu verwirklichen, würdigte der israelische Staatspräsident Moshe Katzav Herzl anlässlich der Eröffnung.

„Herzl war der bedeutendste Führer, den wir in den letzten 120 Jahren gehabt haben“, sagte Katzav. Der Präsident erinnerte in seiner Rede auch an die

frühere Herzl-Gedenkstätte, die sich ebenfalls auf dem Herzl-Berg befand. Die dort ausgestellten Gegenstände und die originalen Möbel hätten ihm schon als Kind viel bedeutet, als er das Museum zum ersten Mal sah. Er hoffe, dass das neu gestaltete Museum auch auf die heutige Jugend eine ähnliche Wirkung haben werde. Um der Jugend auch die Möglichkeit zu geben, das Museum am Herzl-Tag zu besuchen, wurde eine spezielle Lösung gefunden. Da in Israel Gedenktage üblicherweise an den Todestagen begangen werden, wäre der Herzl-Tag auf einen Tag im Juli, also in die Ferienzeit, gefallen. Aus diesem Grund wählte man den Geburtstag zum Herzl-Tag. Die Jugendlichen sollen sich so näher mit seinen Idealen und Ideen auseinandersetzen können.

Für Museumsdirektorin Monica Zelingher sind Herzls Ideale auch heute noch von großer Bedeutung. Seine zionistische Idee und der Entwurf einer „idealen Gesellschaft“ würden im Mittelpunkt der reorganisierten Ausstellung stehen. Herzl habe von einem modernen Staat geträumt mit Eisenbahnen und Straßennetzen, „italienischer Oper und französischem Theater“. Er wünschte sich den „Sieben-Stunden-Tag“ und einen „Sprachenföderalismus“ wie in der Schweiz. „Wir können doch nicht Hebräisch miteinander reden. Wer von uns weiß genug Hebräisch, um in dieser Sprache ein Bahnbillet zu kaufen.“

„Herzl war ein sehr moderner Mensch, auch wenn seine Vorstellungen eher dem Geschmack der Romantik des 19. Jahrhunderts entsprechen“, so



*Staatssekretär Morak im Gespräch mit dem  
israelischen Staatspräsidenten Moshe Katzav*



*Franz Morak am Grab von Yitzhak Rabin*

saalem Foundation, Teddy Kollek, zählt zu ihnen. Andere kamen als Flüchtlinge nach Eretz Israel. Viele von ihnen waren buchstäblich in letzter Minute der mörderischen Maschinerie der Nationalsozialisten, an der auch zahlreiche Österreicher ihren Anteil hatten, entronnen.

Theodor Herzl wohnte in Wien in der Berggasse, nur einen Steinwurf entfernt von Sigmund Freud, dem Begründer der Psychoanalyse und dem Entdecker der Traumdeutung. In seinen Büchern und Schriften hat Theodor Herzl dem bösen Traum der Antisemiten den guten Traum vom Judenstaat entgegengesetzt.

Erst nach den schrecklichen Erfahrungen der Shoa ist dieser „gute Traum“ Realität geworden. „Beide Träume, der gute Traum einer Heimat für alle Juden, genauso wie der schlechte Traum des Antisemitismus, werden in der museumsdidaktisch ausgezeichnet konzipierten Ausstellung der jungen Generation des 21. Jahrhunderts anschaulich vor Augen geführt“, sagte Staatssekretär Franz Morak in seiner Rede über die Ausstellung.

Als Vertreter Österreichs hat Kunststaatssekretär Morak über mehrere Jahre gute Beziehungen zu Israel aufgebaut. Nach der Abkühlung der österreichisch-israelischen Beziehungen durch den Regierungseintritt der FPÖ 2000 war er der erste Vertreter des schwarz-blauen Kabinetts, der im Mai 2002 mit Angehörigen der israelischen Regierung zusammentraf. Im September 2003 nahm Morak an der 50-Jahr-Feier der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem teil. Die Kultur habe bei der Wiedernäherung eine wesentliche Rolle gespielt. Für Morak ist sie ein „door opener“, sie habe einen politischen Aspekt, in dem sie Haltungen akzentuiere, aber auch Kooperationen und den Dialog anrege. Staatspräsident Katzav begrüßte Staatssekretär Morak in seiner Rede als Freund, Parlamentspräsident Rivlin hieß ihn im „Altneuland“ willkommen. Neben der kulturellen Kooperation gab es aus Anlass des Besuches von Staatssekretär Franz Morak in Israel eine österreichisch-israelische Initiative im karitativen Bereich. Der israelische Vizepremier Ehud Olmert und Staatssekretär Morak luden anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums der Kinder-

hilfsorganisation Or Shalom (Friedenslicht) zu einem Benefizabend. Die Organisation hilft auf der Basis von freiwilligem Engagement und privaten Spenden Kindern, mit denen es das Leben nicht so gut gemeint hat. Es sind elternlose Kinder, Kinder, die Opfer von Gewalt oder gar sexuellem Missbrauch geworden sind oder von ihren Eltern vernachlässigt oder nicht angenommen werden. Im Geiste der Völkerverständigung und der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich und Israel entstand die Idee, eine Benefizgala durchzuführen. Aus Österreich sollte nicht nur ein musikalischer Gruß, sondern auch eine materielle Unterstützung für Or Shalom kommen. Österreichische Geschäftsleute und Unternehmen hatten sich spontan bereit erklärt, einen Solidaritätsbeitrag zu leisten, der an diesem Abend übergeben wurde. Stellvertretend für alle dankte Staatssekretär Morak dem mitgereisten Generaldirektor-Stellvertreter von Casinos Austria, Dr. Emil Mezgolits für deren Unterstützung. Die bedeutende Sopranistin der Wiener Staatsoper, Ricarda Merbeth, erfreute die Anwesenden mit ihren Darbietungen, darunter die berühmte Arie der Marietta „Glück, das mir verblieb“ aus Erich Wolfgang Korngolds Oper „Die tote Stadt“. Um die Beziehungen zwischen beiden Ländern weiter zu vertiefen, sollen österreichische Künstler und Projekte in Israel vorgestellt werden. Zur Zeit gibt es Kooperationsverhandlungen zwischen der Wiener Staatsoper und der Oper in Tel Aviv, die Durchführung einer Ausstellung über Arnold Schönberg ist geplant, sagte Morak, der diese Projekte mit der israelischen Bildungs- und Kulturministerin Limor Livnat besprach. Im Gegenzug dazu wird 2006 in Krems eine Ausstellung des Israel-Museums gezeigt werden. Eine über Jahre aufgebaute Kooperation gibt es bereits mit dem Holocaust-Museum in Yad Vashem, wo österreichische Lehrerinnen und Lehrer ausgebildet werden. Der Besuch im neu eröffneten Museum von Yad Vashem bildete den Abschluss des Besuchs von Staatssekretär Franz Morak und seiner Delegation in Israel.



*Franz Morak mit Ricarda Merbeth, dem israelischen Vizepremier Ehud Olmert und Staatsoperndirektor Ioan Holender*



Namens der Tiroler Landesregierung wünsche ich allen LeserInnen der Zeitschrift DAVID und der jüdischen Gemeinde in Tirol und in ganz Österreich einen schönen und erholsamen Sommer!

**Dr. Herwig van Staa**  
Landeshauptmann von Tirol



**Brigitte Jank**  
Obfrau des Wiener  
Wirtschaftsbundes  
Präsidentin der  
Wirtschaftskammer Wien

Namens des  
Wirtschaftsbundes Wien  
wünsche ich der jüdischen  
Gemeinde der  
Bundeshauptstadt  
angenehme und  
geruhsame Sommertage.



**WIRTSCHAFTSBUND**

W I E N

Wirtschaftsbund Wien  
1010 Wien, Falkestraße 3 • Tel. (01) 512 76 31 • Fax-DW 34  
[office@wirtschaftsbund-wien.at](mailto:office@wirtschaftsbund-wien.at)  
[www.wirtschaftsbund-wien.at](http://www.wirtschaftsbund-wien.at)  
[www.b2bnetwork.at](http://www.b2bnetwork.at)



StR Dr. Johannes Hahn  
Landesparteiobmann  
der ÖVP Wien

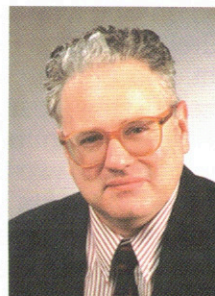


Norbert Walter, MAS  
Landesgeschäftsführer  
der ÖVP Wien

Im Namen der ÖVP Wien  
wünschen wir  
der jüdischen Gemeinde  
einen schönen  
Sommer!



ÖVP Wien, Falkestr. 3, 1010  
Wien, Tel.: 01/515 43 - 900, Fax:  
DW 929  
Internet: [www.oevp-wien.at](http://www.oevp-wien.at)



Die besten Wünsche zum  
Sommerurlaub  
allen Gönnern und Lesern  
unserer Zeitschrift

Im Namen  
der Redaktion

**Ilan Beresin**



**SANFTE SENSATIONEN  
STIFTER 2005**

[www.stifter2005.at](http://www.stifter2005.at)

## STIFTER 2005 Ein Kulturjahr zum 200. Geburtstag Adalbert Stifters

Ab Jänner 2005 steht einer der ganz Großen der österreichischen Literatur im Mittelpunkt eines außergewöhnlichen Kulturjahres. Das Land Oberösterreich feiert den 200. Geburtstag Adalbert Stifters und nimmt in Kooperation mit vielen Partnern dieses Jubiläum zum Anlass, sich der Person Stifters aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu nähern.

Schwerpunktregion des Stifterjahres 2005 ist das Böhmerwaldgebiet entlang der Grenze von Oberösterreich, Tschechien und Bayern. Hier bieten Ihnen neu angelegte Stifterwanderwege attraktive Ausflugsmöglichkeiten, 22 Stifterwirte werden Sie kulinarisch verwöhnen und in zahlreichen Ausstellungen können Sie sich mit Leben und Wirken Adalbert Stifters auseinandersetzen.

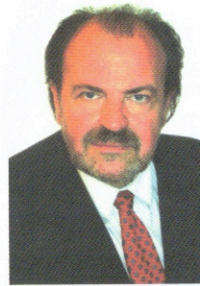
Weitere Schauplätze des Stifterjahres sind die oberösterreichische Landeshauptstadt Linz, das Stift Kremsmünster, die Landesgartenschau in Bad Hall sowie das ehemalige Kloster Traunkirchen.

Alle Infos zu den zahlreichen Veranstaltungen des STIFTERJAHRES 2005 erfahren Sie unter [www.stifter2005.at](http://www.stifter2005.at) oder unter +43/(0)732/7720-14875

**DROBNÉ SENZACE  
STIFTER 2005**



Schalom!  
Einen schönen Urlaub  
wünscht  
allen LeserInnen der  
Zeitschrift DAVID  
**Ferdinand Glatzl**  
Bezirksvorsteher-Stv.  
Währing



Bezirksvorsteher-Stv.  
von Wieden  
**Kom Rat.  
Karl Richter**  
wünscht den  
jüdischen  
MitbürgerInnen  
ein schönen  
Urlaub

## Ass. Univ. Professor Dr. Michael Mick



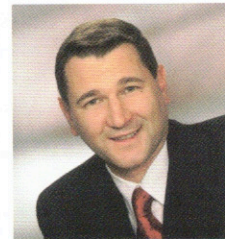
Facharzt für Zahn-,  
Mund- und Kiefer-  
heilkunde

Implantologische Kieferchirurgie  
und Ästhetisch-Restaurative  
Zahnheilkunde

A-1040 Wien, Schleifmühlgasse 7/8  
Tel.: 01/587 43 08  
Fax: 01/587 21 65 19  
e-mail: [dr.m.mick@magnet.at](mailto:dr.m.mick@magnet.at)

wünscht allen LeserInnen und Lesern  
des DAVID einen schönen Urlaub!

## Bezirksvorsteher-Stv. Wien-Innere Stadt



**Georg Niedermühlbichler**  
wünscht allen LeserInnen  
des DAVID  
einen schönen Sommer

## „Brücke über den Wadi“ - die Arabisch-Jüdische Schule in Kafr Kara

 Maurice TSZORF

Zwei Wege führen nach Kafr Kara, einem arabischen Dorf zwischen Hadera und Afula im Norden Israels. Der eine führt über die Straße Nummer 65, eine wichtige und dicht befahrene West-Ost-Route von Hadera bis ins Jordantal. Wadi Ara wird der erste Abschnitt dieser Straße genannt, nach seinem arabischen Namen, denn zu seinen Seiten liegen elf arabische Dörfer, eine der am dichtesten arabisch bevölkerten Regionen Israels. Wadi Ara führt knapp an der Grünen Linie vorbei, und bei Umm-El-Fahm, dem größten arabischen Dorf in Israel, liegt nur dieser Ort zwischen der Straße und den palästinensischen Gebieten. Bis zur Errichtung des Schutzwalls ein beliebter Durchgangsort für Eindringlinge aus dem nur wenige Kilometer entfernten Jenin. In den Tagen der massenhaften Terroranschläge im Jahr 2002 hat Wadi Ara traurige Berühmtheit erlangt als die Straße, auf der die meisten Busse explodierten. Zu den Opfern zählten stets auch Araber.

Der andere Weg führt durch eine pastorale Landschaft bei Alona, einer Region aus Moshavim und Kibbutzim, vielen Feldern, Wein, Zypressen und Eukalyptushainen; die israelische Provence. Vor Amikam biegt man rechts ab, dann führt die Straße über einen Hügel. Dahinter taucht wie eine Fata Morgana das arabische Dorf aus der Tiefe auf. Das Gebäude, um das es uns geht, ist das zweite hinter der Dorfeinfahrt.

Hier ist ein Projekt untergebracht, das in Israel als experimentell und revolutionär gilt, obwohl es doch eigentlich nahe liegend ist: Eine Schule, in der jüdische und arabische Schüler gemeinsam lernen. Doch geschieht dies hier nicht auf Grund der Bevölkerungsstruktur, wie in Jaffa oder anderen gemischt jüdisch-arabischen Städten. An dieser Schule ist das gemeinsame Lernen Programm. Alles gibt es hier zwei Mal, wie im Spiegelbild: zwei Direktoren, zwei Lehrer in jeder Klasse, in jeder Klasse eine exakt gleiche Anzahl an arabischen und jüdischen Kindern. „Brücke über den Wadi“ heißt diese Schule. Sie ist erst die dritte ihrer Art in Israel und mit der Gründung im September 2004 die jüngste. Das Projekt in Jerusalem begann 1997 mit 20 Kindern, heute werden dort 270 Kinder in 11 Klassen unterrichtet. Auch die Schule in Misgav im nördlichen Galiläa existiert seit 1997 und kann 170 Schüler aufweisen. 106 Kinder besuchen mittlerweile die Schule in Kafr Kara. Sie nennen sich „Bilingual Schools“, zweisprachige Schulen, doch es geht, natürlich, um viel mehr.

Der jüdische Pädagoge Jochanan Eschar und die arabische Pädagogin Noha Khatieb teilen sich die Leitung der Schule in Kafr Kara. Khatieb hat schon sechs Jahre lang in Misgav unterrichtet und ist mit dem System vertraut.

„Meine Erfahrung lehrt, dass die Kinder im Laufe der Zeit unabhängig von den rassistischen Unterschieden Freundschaften schließen“, sagt sie, und spricht damit genau eine der Sorgen an, die grundsätzlich interessierte jüdische Eltern bei den Einführungsveranstaltungen äußern. „Was ist, wenn meine halbwüchsige Tochter sich in einen arabischen Klassenkameraden verliebt?“, heißt es da. Eschar und Khatieb lächeln. Sie kennen die Frage sehr gut, sie hören sie oft. „Sie verlieben sich genau so wie andere Jugendliche, und wie andere Jugendliche verlieben sie sich in Menschen in ihrem Umfeld, die ihnen vertraut sind.“ Und dann sagen sie: „Unsere Schule ist auch eine Schule für die Eltern. Sie bekommen hier einen kostenlosen Kurs in Toleranz und Offenheit dem Anderen gegenüber.“ Einige Eltern, die zu Beginn Interesse zeigten, sprangen ab, als das arabische Dorf Kafr Kara als Standort für die Schule gewählt wurde. Mit ihnen gemeinsam lernen, ja, aber gleich mitten unter ihnen?

Vor drei Jahren begann eine kleine Gruppe jüdischer und arabischer Eltern aus der Region um Wadi Ara, die Idee einer zweisprachigen multikulturellen Schule zu entwickeln. Es war kurz nach dem Ausbruch der zweiten Intifada, an der zu Beginn auch israelische Araber aus Wadi Ara beteiligt waren. Zwei Jahre dauerte es, bis die massiven Widerstände im israelischen Bildungsministerium überwunden waren und die Schule ihre Tore öffnen konnte.

Es gibt auf beiden Seiten Vorbehalte und Befürchtungen, doch Sinn der Schule ist es gerade, die Vorurteile zumindest bei den Kindern, und auf dem Weg dorthin auch bei den Eltern, durch persönliches Kennenlernen und durch die Erfahrung der anderen Kultur zu beseitigen.

Sowohl die jüdischen Feiertage als auch die islamischen werden gemeinsam gefeiert und die Ferien so ausgerichtet, dass sie alle berücksichtigt werden. Der israelische Unabhängigkeitstag wird genauso begangen wie das arabische Gegenstück, die „Naqba“, Katastrophe, die den Verlust des Landes und der Autonomie auf palästinensischer Seite beklagt, die mit der Gründung Israels einhergingen.

Wer aber fürchtet, sein jüdisches Kind würde hier islamisiert – die entsprechende gegenteilige Angst existiert bei den arabischen Familien nicht – täuscht sich. Orit Meoded ist eine der Gründungsmütter. „Das Positive an der Sache ist, dass mein Sohn Assaf lernt, beide Narrative zu sehen, beide Seiten zu sehen, dabei aber nie vergisst, dass er Jude ist.“ Durch die laufende Auseinandersetzung mit der anderen Kultur schärft sich für die Kinder beider Seiten sogar das Bewusstsein für die eigene Identität.

## Der Mensch im Menschen ist ewig

### Marginalien zum Bildnis des Juden in der modernen Kunst / Versuch einer Rückschau Teil 2

 Claus STEPHANI

#### Der Jude als genereller „Sündenbock“

Das Bild des Juden in der Kunst wird bis zum 18. Jh. nicht nur aus der Sichtweise des Christentums – mit allen seinen Phasen der Verketzerung und zeitweiliger, halbherziger Toleranz, sondern auch von einer durch die Kirche vehement propagierten anti-jüdischen Haltung bestimmt. Diese begann mit dem „Gottesmord“-Vorwurf bereits in der Antike und erreichte unter Papst Innozenz III. (Lothar von Segni, 1160-1216) eine neue Dimension, als 1215 das 4. Laterankonzil in seinen vier Kanones die bis dahin erfolgreichen Juden aus allen handwerklichen Berufen ausschloß, zum Tragen einer „Judenkleidung“ zwang und ihnen die vom Volk verhaßte Rolle der Geldwechsler, Pfandleiher und Zinsnehmer zuwies. Ein Teil dieser Beschlüsse wurde in den Dekretalen des Papstes Gregor IX. (1234), aufgenommen und damit zu verbindlichem Kirchenrecht erklärt.

Und während in den nachfolgenden Jahrhunderten die Kirche und der Adel Reichtümer horten, verarmte das gewöhnliche Volk auf dem Lande und in den Städten; es begann die bis ins 20. Jh. andauernde Pauperisierung und Verelendung der Massen. Doch gegen diese im Hintergrund stehenden Ausbeuter, die kirchlichen und weltlichen Herrn, konnten die unterdrückten Bevölkerungsteile praktisch nichts unternehmen. Und so richtete sich der geschickt manipulierte Volkshaß schließlich gegen „die Juden“, die als „Wucherer“ bezeichnet wurden, was dann in zahlreichen bildlichen Darstellungen zum Ausdruck kommt. Denn „der Jude“ wurde zum Werkzeug und Sündenbock der entstehenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Daß deren Initiatoren und Nutznießer, die eigentlichen Wucherer, ganz andere waren, nämlich die Großkaufleute, ja die Kirche selbst und einige ihrer Orden, wie etwa die Tempeler – das blieb dem gemeinen Mann weithin verborgen“ (Nachum T. Gidal).

Ein prägnantes Beispiel dafür, wie ein Maler im Schatten der Kirche sich zum Gestalter anti-jüdischer Propaganda verleiten ließ, dürfte das bekannte Gemälde „Die Kreuztragung“ von Hieronymus Bosch (ca. 1450-1516) sein. Hier wird der gedemütigte Jesus inmitten eines entmenschten jüdischen Mobs dargestellt. Die dämonischen Gesichter der Juden, beim ersten Hinsehen an ihren „krummen Nasen“ erkennbar, werden durch tierisch wirkende Züge zu bössartigen Karikaturen entstellt. Sie wären, hieß es damals, „Schuld“ an der Kreuzigung des „Heilands“, und das sollte schon an ihrem unmenschlichen Aussehen zu erkennen sein. Unwill-



Marc Chagall: *Betender Jude* (Öl), 1925

kürlich denkt man hier an die stereotypen „Judenbilder“, die dann etwa vierhundert Jahre später durch den nationalsozialistischen und faschistischen Blätterwald Europas gingen.

Eine der widerlichsten anti-jüdischen Darstellungen, die im 14. und 16. Jh. vor allem im deutschen Sprachraum verbreitet war, ist das „Bild“ von der „Judensau“ – „Ausdruck und Beweis einer wirklich grenzenlosen Verachtung der Juden“ (Eduard Fuchs). Hier sieht man Männer mit „Judenhut“, wie sie pervers und lüstern, an den Zitzen einer Sau saugen, bzw. sich am Schwanz und am Analbereich zu schaffen machen oder, seltener, die Sau umarmen und küssen. Dazu gibt es oft auch eine „Erklärung“ auf einem Schleifenband, womit das „Bild“ dekorativ umrahmt wird. Die „Judensau“ als „Skulptur“ war Jahrhunderte hindurch sowohl an kirchlichen Bauwerken (Wittenberg, Regensburg, Brandenburg, Xanten, Magdeburg, Köln, Metz, Volmar u.a.) als auch an öffentlichen Gebäuden und Brückentoren (z.B. in Frankfurt/M.) zu sehen. Nebenbei sei bemerkt, daß es an einigen Kirchen Deutschlands auch heute noch (!) skulpturale Darstellungen der „Judensau“ gibt, so z.B. an der ev. Stadtkirche St. Marien,



## Die geistige Heimat

Die frühen Bildnisse jüdischer Menschen – wie jene auf den Fresken der Synagoge von Dura Europos (3. Jh.) bis zur erzählenden Ikonographie, den Miniaturen in verschiedenen religiösen Handschriften und Büchern des 9.-14. Jhs. – werden meist nur durch äußere Merkmale, wie Kleidung, Bart und „Judenhut“ gekennzeichnet. Das trifft sowohl auf die bekannten Wandgemälde mit Moses, Josua, David, Hesekil, Mordechai und Esther in Dura Europos zu, wie auch auf die späteren Gruppenbilder mit Al-Mansur Al-Jahudi, Süßkind von Trimberg und anderen Repräsentanten des Judentums. Es sind wohl Juden, die abgebildet werden, erkennbar an Kostümierung und äußerer Erscheinung, doch ohne explizit wesenseigene, individuelle Züge.

Betrachtet man dann Haltung und Ausdruck der Darstellungen aus dem 16./17. Jh. – z.B. Holbeins (d.J.) expressiver Holzschnitt „Jesaja weint um Israel“ (1547) und andere grafische Arbeiten jener Zeit – findet man kaum ein Kunstwerk, das als authentisch jüdisches Porträt bezeichnet werden kann, denn die Gesichter von Juden und Nichtjuden sind oft intersubjektiv. Erst die Bildnisse der spanisch-jüdischen Maler im 18. Jh. – z.B. David Estevanes' Gemälde „Chacham David Nieto an seinem Arbeitstisch sitzend“ oder die Familienporträts Caterine da Costa – vermitteln eine bezeichnende personenbezogene und jüdische Eigenheit des Gesichtsausdrucks.

Im 19. Jh. folgte dann, etwa zur Zeit Moritz Daniel Oppenheims, eine Reihe bekannter europäischer Maler, die sich dem jüdischen Antlitz zuwandten, um es geistig und künstlerisch zu erkunden und in oft großformatigen realistischen Ölgemälden wiederzugeben; dazu gehörten z.B. der Franzose Jean Léon Gerôme (1824-1904) – „Die Klagemauer“, 1880 –, der Lette italienischer Herkunft Alexander Rizzoni (1836-1902) – „Die Mahlzeit des jüdischen Violinspielers“, 1874 –, der Russe Iwan Kramskoy (1837-1887) – „Jüdischer Waisenknabe“ – der Rumäne Nicolae Grigorescu (1838-1907) – „Porträt eines galizischen Juden“, 1860/70 –, der Pole Leopold Pilichowski (1869-1933) – „Sukkot“, 1894/95 – u.a.

Die Reihe großer Namen, die im weiten Bereich der Malerei des 19. Jhs. aus dem europäischen Judentum hervorging, ist beeindruckend lang, und im 20. Jh. gehören ihr dann auch die wichtigsten Vertreter der modernen Kunst an – bis hin zur Avantgarde und den verschiedenen kreativen Veranstaltungen, Aktionen, Richtungen, Strömungen und Stilen. So gibt es vom modernen Primitivismus der amerikanischen Nachkriegszeit (Morris Hirshfield) bis zur Konzeptkunst, wie Land-Art, zur Enviroment- und Happeningkunst (Allan Kaprow, Robert Rauschenberg, Edward Kienholz, George Segal), von der kinetischen Kunst und der minimalistischen und konzeptuellen Malerei (Robert Mangold, Miriam Schapiro, Jonathan Lasker, Alan Green), bis zur Foto-Kunst (Gisèle Freund, Cindy Sherman, Alfred



*Hermann Struck: Lesender Jude  
(Zeichnung), 1919*

Stieglitz, John Heartfield/Helmut Herzfelde, Arkadi Schaichet, André Kertész) und der Kunst im Zeitalter neuer Medien (Dara Birnbaum, Jenny Holzer, Bruce Nauman) immer wieder herausragende Vertreter, die aus dem Judentum kommen. Einen Querschnitt ihres vielfältigen Schaffens auch nur fragmentarisch zu vermitteln, ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich, denn wir wollen uns hier nur auf einige Maler und Grafiker beschränken, die durch ihre Porträts das Bild des Juden in der modernen Kunst mitgestaltet und geprägt haben.

Dabei wird auch – das muß gesagt sein – auf das Schaffen zahlreicher namhafter jüdischer Künstler, wie Amadeo Modigliani (1884-1920), Jules Pascin (Julius Pincas, 1885-1930), Louis Marcoussis (Ludwig Kasimir Ladislav Marcus, 1883-1941), Antoine Pevsner (Nathan Borissowitsch Pevsner, 1886-1962), Marcel Janco (1895-1984), Friedensreich Hundertwasser (Friedrich Stowasser, 1928-2000), Jacques Herold (1910-1987) u.a. nicht eingegangen, da in ihrem Werk ein spezifisch jüdisches Erleben und Gestalten wenig sichtbar und erkennbar ist. Das soll selbstverständlich keine Wertung ihrer künstlerischen Leistungen sein, sondern unsere Aufmerksamkeit auf jene schöpferischen Aspekte lenken, die wir am Beispiel einiger charakteristischer Bildnisse darstellen wollen.

Und so werden wir uns nun den Genrebildern und Porträts, den jüdischen Menschen im einstigen Alltag, im Shtetl zuwenden, den Rabbinern, Chassidim, Handwerkern, Musikanten und ande-

einem einzigartigen Geschichtsbewußtsein. Dieses Gesicht wollen wir nun am Beispiel jüdischer Kunst näher betrachten.

Dabei sollte noch einmal gesagt werden, was bisher bereits angedeutet wurde, nämlich, daß es in der Malerei des 20. Jhs. vom rein Gestalterischen her keinen integralen jüdischen Stil gibt, dafür aber Werke jüdischer Künstler, die sich durch die spezifische Aussage und Sichtweise identifizieren. Diese künstlerische Identifikation mit dem Judentum kann man, summarisch formuliert, als jüdische Kunst bezeichnen – eine Kunst, die Ideen verkörpert, sichtbar und begreifbar macht. Dabei benötigt sie nicht, wie einst Martin Buber in seiner Rede auf dem 5. Zionistischen Kongreß (Basel, 1901) gesagt hatte, eines „Bodens und eines Himmels, zu dem sie emporwachsen kann“; sie setzt allerdings voraus, so unsere Meinung, eine identitätsbezogene innere Einstellung des Künstlers, dessen geistige Heimat in der biblischen Welt liegt und der in seinem Schaffen vom erlebten Milieu des Judentums geprägt wurde – auch wenn dieses sich situationsbedingt manchmal nur auf den Kreis der Familie beschränkte.

### Spiegelungen einer Welt

In der imaginären Galerie, in die wir nun abschließend führen wollen, stehen ostjüdische Künstler wie Isidor Kaufmann, Moritz Gottlieb, Samuel Hirschenberg, Marc Chagall, István Beregi, Iosif Iser, El Lissitzky, Reuven Rubin, Arnold Daghani, Abraham Walkowitz, Jankel Adler, Anatoli Kaplan, Ben Shahn, Clarette Wachtel, aber auch westeuropäische Namen, wie Hermann Struck, Felix Nussbaum, Amadeo Modigliani, Mark Gertler, Jack Levine, William Gropper, Jacob Epstein, Mitchel Siporin, deren Kunst nicht, wie bei einigen der Erstgenannten, durch Entheimatung und Konfrontation mit dem „Westen“ entstanden ist, sondern meist auf der Suche nach dem Judentum ihrer Väter, der einstigen Einwanderer und ghettoisierten Randgestalten in einem noch fremden Land.

Betrachtet man vergleichend die Gesichter der Rabbiner in den Darstellungen von Beregi, Chagall oder der Brüder Henschel, so lassen sich bereits einige Merkmale der künstlerischen Ausdrucksweise erkennen. So wird „Abraham Tiktin, Oberlandesrabbiner zu Breslau“, auf der lithographischen Inkunabel (1812) der Brüder Henschel als eine „hochwürdige“ selbstbewußte Persönlichkeit dargestellt – nicht unbedingt erkennbar als Jude, wenn man z.B. die Kippa als eine andere Kopfbedeckung deuten würde. Dasselbe könnte man auch von einigen Porträts sagen, die Jahrzehnte vorher – wie die Radierung „Der Rabbiner von Potsdam“ von Georg Friedrich Schmidt, 1750 – oder später entstanden sind. Die Sichtweise des jüdischen Künstlers unterscheidet sich hier nicht oder kaum von der eines christlichen. Im Jahrhundert danach aber werden dann die Bildnisse des Rabbiners, der als



*Hermann Struck: Jüdische Bäuerin  
(Zeichnung), 1919*

Lehrer, Richter, Prediger, Gelehrter und als Leiter einer Gemeinde oder einer Jeschiwa das Judentum repräsentiert, mehr beinhalten und vermitteln, als nur das Abbild einer herausragenden Persönlichkeit.

Das zeigen z.B. die Gesichter der beiden Rabbiner, die von Beregi und Chagall aus einem jeweils eigenen und doch verbindenden Blickwinkel gezeichnet wurden. Im „Porträt des Kotzker Rebbe“ von Beregi und in Chagalls Frühwerk „On dit – Der Rabbiner“ (1912) obwohl unterschiedlich in Farbgebung und Stellung, läßt sich, wie eine verborgene, hintergründige Spiegelung, die Geschichte des östlichen Judentums erkennen; sie ist geprägt von Leid und Stolz und trägt menschliche Züge. Beim Profil des Kotzker Rebbe ist es der stille Adel des Ausdrucks, hinter dem sich ein geistiger Horizont von ungeahnter Weite andeutet. Chagalls Rabbiner hingegen, in dunklen magisch wirkenden Farben, sieht den Betrachter mit eindringlichem und prüfendem Blick an. Es sind die Augen des Ostjuden, von denen Arnold Zweig sagte: „Unbeirrbar stehen sie, breit auseinander und unverrückbar verbunden wie die Sterne des Jakobstabes in den fließenden Nebeln des weißen Bartes“. Aus der mystischen Dämmerung, die das Bild beherrscht, heben sich symbolhaft ein Buch mit hebräischen Schriftzeichen und ein Magen David hervor.

**FRAU DR. ELISABETH  
WIES-CAMPAGNER**

*wünscht allen Freunden und  
Bekannten einen schönen  
Urlaub!*

**Keller & Co  
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.  
Buchengasse 174  
A-1100 Wien  
Tel.:01/6037264**

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und  
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!

**a.o.Univ.-Prof. Dr. Paul Haber  
Facharzt für Innere Medizin  
und Familie**

1170 Wien, Rötzerlg, 41.  
Tel.: 485 81 64

*wünschen allen Freunden  
und Bekannten einen  
schönen Sommer!*

**Die  
SPÖ Leopoldstadt**  
*wünscht allen  
jüdischen MitbürgerInnen  
einen schönen Urlaub*

**TIBOR KARTIK  
und Familie**

wünschen allen Verwandten  
und Freunden einen  
schönen Urlaub!

**Der Bezirksvorsteher  
von Margareten**

**Ing. Kurt Ph.  
WIMMER**

wünscht  
allen jüdischen Bürgern  
einen erholsamen Urlaub!

**Clara, Mag. Catharina &  
Harald Heller**

1160 Wien,  
Hasnerstraße 34,  
T.: 493 15 06, 493 20 32

**wünschen allen Freunden  
einen schönen Urlaub!**

**J. HESS und Familie  
wünschen allen einen  
schönen URLAUB!**

*fabienne*  
**FEINSTE BELGISCHE  
SCHOKOLADE**

1010 Wien, Wollzeile 5.  
T.: (01) 512 34 22

**DAS WIENER  
ROTE KREUZ**

wünscht allen einen  
erholsamen Urlaub!

**TRADEX**

**BÜROMASCHINEN  
COMPUTER  
TELEKOMMUNIKATION**

1020 Wien, Taborstasse 43,  
T.: 216 30 87, 216 40 18  
Fax: 216 30 87-16

*wünscht einen erholsamen Urlaub!*

**DR. WOLFGANG RAINER  
Rechtsanwalt**

1010 Wien, Schwedenplatz 2/74  
Tel.: +43/1/533 05 90  
Fax: 43/1/533 05 90 / 11DW  
e-mail: rainer@deranwalt.at  
www.deranwalt.at

*wünscht einen schönen  
Sommer!*

**Gerhard KUBIK**

Bezirksvorsteher  
des 2. Bezirkes

wünscht allen  
jüdischen Mitbürgern  
einen schönen Urlaub!

**CHRISTINE RUTH  
LEWERENZ-WEGHUBER  
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen  
Freunden und Bekannten  
einen schönen  
Sommerurlaub!

Pletnewa, die Feststellung, daß es „in Rußland keinen Platz für Antisemitismus geben“ dürfe, durch „und Zionismus“ zu ergänzen.<sup>9</sup>

Der Initiator des „Briefes der 500“, der Abgeordnete Krutow, zog den Brief am 25. Jänner zwar zurück, doch keineswegs aus später Einsicht: Am 15. Februar kündigte er in der Staatsduma an, daß der Text „umgeschrieben“ und wieder bei den „entsprechenden Instanzen“ eingereicht werde. Seine von neuerlichen antisemitischen Tiraden gespickte Rede beendete er mit einem Aufruf zu einem „Gebet für die Rettung Rußlands“.<sup>10</sup> Am 21. März ging tatsächlich ein neuer Brief mit der Forderung nach dem Verbot jüdischer Organisationen an die Staatsanwaltschaft. Die Website von „Orthodoxe Rus“ sprach von einer „Rechtsschutz-Aktion russischer orthodoxer Patrioten“.<sup>11</sup> Abgeordnete waren dieses Mal nicht unter den über 5.000 Unterzeichnern. Dafür fanden sich die Unterschriften von Ex-Schachweltmeister Boris Spasskij, des Schriftstellers Wassilij Below, des Mathematikers Igor Schafarewitsch und des bekannten Generals a.D. Leonid Iwaschow. Die St.Petersburger Staatsanwaltschaft mochte in dem „Brief der 5.000“ nichts Antisemitisches erkennen und lehnte die Einleitung einer Strafsache gegen seine Urheber wegen Volksverhetzung ab.

Im Ausland fanden die Vorfälle um die beiden Briefe nur in Israel eine gewisse Resonanz. Der mehrfache israelische Minister und ehemalige sowjetische Dissident Natan Sharansky meinte zum „Brief der 500“: „In der christlichen Welt hat es so etwas mit der Ausnahme des faschistischen Deutschland im 20. Jahrhundert und dann schon im jetzigen Jahrhundert nicht gegeben“.<sup>12</sup> Politik und Medien des Westens zogen ganz überwiegend Schweigen vor. Das war umso erstaunlicher angesichts des Umstandes, daß es keineswegs um isolierte Vorfälle ging. Eine russische demokratische Internetzeitung meinte: „Es handelt sich nicht – wie es scheinen mag – um ein spontanes Aufflackern des Antisemitismus, sondern um eine lange vorbereitete ideologische Attacke. Die Grundlage dazu hat der Staat selbst gelegt“.<sup>13</sup> Die russische Exekutive (Präsident und Regierung) fördert den Antisemitismus nicht offiziell, duldet ihn aber und macht sich

entsprechende Stimmungen in der Bevölkerung wie in den Eliten zunutze. So ist es kaum ein Zufall, daß alle drei beim Kreml in Ungnade gefallene Großunternehmer („Oligarchen“), nämlich Wladimir Gusinskij, Boris Beresowskij und Michail Chodorkowskij, jüdischer Abstammung sind. Im nationalistisch aufgeheizten Klima in Rußland (so erfreut sich der Slogan „Rußland den Russen“ steigender Beliebtheit) sind auch gewaltsame rassistische Übergriffe – bis hin zum Mord – keine Seltenheit, auch wenn sie sich nicht in erster Linie gegen Juden richten: Besonders bedroht sind Personen mit dunklerer Hautfarbe wie Afrikaner und die besonders verhaßten Kaukasier. Die Behörden sprechen jedoch – offenkundig wider besseres Wissen – meist von „Hooliganismus“, der keine rassistische Komponente aufweise.

1 Report on Global Anti-Semitism. Online-Dokument: <http://www.state.gov/g/drl/rls/40258.htm>; abgerufen 22.2.2005.

2 Ihre Zahl wird auf 30.000 bis 70.000 geschätzt.

3 Kommentarij Departamenta informacii i peèati MID Rossii v svjazi s voprosom ITAR-TASS otnositel'no e'egodnogo doklada Gosudarstvennogo departamenta SŠA po probleme rasprostranjenija antisemitizma v mire. Online-Dokument: [http://www.ln.mid.ru/brp\\_4.nsf/sps/C63A5CC13515246FC3256F86005D0C44](http://www.ln.mid.ru/brp_4.nsf/sps/C63A5CC13515246FC3256F86005D0C44); abgerufen 22.2.2005.

4 Zitiert nach Vremja novostej, 25.1.2005, S.3; Izvestija, 25.1.2005, S.1.

5 Zitiert nach Novoe vremja, 6/2005, S.15.

6 Vgl. z.B. Novaja gazeta, 27.1.2005, S.17.

7 Zitiert nach Vremja novostej, 25.1.2005, S.3.

8 Allerdings hatte Putin wenige Tage zuvor noch den neuen ukrainischen Präsidenten Viktor Juschtschenko vor „anti-russischen und zionistischen Kräften“ in seiner Umgebung gewarnt. Der Pressedienst des Kreml sprach dann von einem „Versprecher“ Putins (vgl. Die Presse, 8.1.2005, S.5).

9 Kommersant, 5.2.2005, S.2.

10 „My dorabotaem dokument i obratimsja v sootvetstvjušëie instancii“. Vystuplenie deputata A. Krutova v Gosdume 15.02.2005. Online-Dokument: <http://www.rusprav.ru/2005/new/9.htm>, abgerufen 28.2.2005.

11 N. V. Dmitriev: „Pis'mo pjatisot“ prevratilos v „pis'mo pjati tysjaè“. Online-Dokument: <http://www.rusprav.ru/2005/new/18.htm>, abgerufen 30.3.2005.

12 Zitiert nach: „Natan Šearanskij: Rossija vošla v trojku stran po rostu antisemitizma“. Online-Dokument: <http://www.newsru.com/russia/24apr2005/shg.html>, abgerufen 24.4.2005.

13 Aleksandr Verchovskij: Pis'mo pjati tysjaè: antisemitizm v zakone. Online-Dokument: <http://www.ej.ru/comments/entry/585/>, abgerufen 29.3.2005.

**ERSTE**  **BANK**

**SPARKASSE** 

**In jeder Beziehung zählen die Menschen.**

der Kopfschmerzen. Obgleich ein früherer Reporter, litt Dr. Frankl infolge einer ausgiebigen Beschäftigung mit der Tagespresse an Migräne, die ihn mit pünktlicher Heftigkeit überfiel, wenn er nur in einem Blatt zu lesen sich anschickte. Sein Verbrauch an Kölnisch Wasser war aber auch als ein Art Kritik an der Publizistik aufzufassen. Und Dr. Frankl übte diese Kritik mit verschwenderischer Intensität, besonders in der Anwesenheit der Herren von der Presse...

*Die flinken Bewegungen der rechten Hand, die sich des Fläschchens bedienten, hatten übrigens eine entfernte verwandtschaftliche Ähnlichkeit mit den schnellen Hantierungen Reb Welwels anlässlich der kleinen rituellen Waschung vor dem Morgengebet. Dr. Frankl war sich einer solchen Ritualähnlichkeit kaum bewußt, doch wäre er keinesfalls unangenehm überrascht gewesen, wenn man ihn einmal darauf hingewiesen hätte. Denn er gehörte durchaus nicht zu jenen Juden, die in gehobener Stellung nie von der Beängstigung frei sind, sie könnten für Juden gehalten werden. In einem westeuropäischen Sinne des Wortes war er sogar ein sogenannter Jude strenger Observanz.“*

Diese anschauliche Schilderung des Dr. Frankl stammt aus dem Roman „Der Sohn des verlorenen Sohnes“ des österreichisch(-amerikanischen) Autors Soma Morgenstern.<sup>1</sup> Der Name „Dr. Frankl“ und dessen weitere Rolle in dem Roman sind frei erfunden, alles andere hier Geschilderte stützt sich aber auf Szenen, die 1929 tatsächlich stattgefunden haben. Die obige Beschreibung ist, wie Morgenstern selber andernorts ausdrücklich festhält<sup>2</sup>, ein getreues Porträt des stellvertretenden Bundespressechefs, des damals 55-jährigen Ministerialrates Dr. Bernhard Fuchs.

Wesentliche Eigenschaften dieser Persönlichkeit sind in dem zitierten Abschnitt bereits angedeutet: Bernhard Fuchs hatte, nachdem er selber Journalist gewesen war, eine offizielle amtliche, keineswegs unbedeutende Funktion im österreichischen Staat und war nicht nur der Herkunft her, sondern auch seiner Identität und Überzeugung nach Jude. Seine Identität und Überzeugung galt ebenso Österreich: „er hing seinem Lande mit ergebener Treue an, das er wie jeder andere Österreicher als sein Vaterland ansah.“<sup>3</sup>

Bernhard Fuchs stammt aus einer Familie, die mehrere Mitglieder hervorgebracht hat, die für das österreichische Judentum bzw. für das jüdische Österreich bedeutend waren.<sup>4</sup> Seine Vorfahren waren fromme Juden, die im Waagtal, etwa 100 Kilometer nordöstlich von Pressburg, als Branntweimbrenner, Pächter in der Landwirtschaft und in ähnlichen Berufen in relativ bescheidenen Verhältnissen lebten. Sein Vater Rudolf Fuchs (1826-1914), siebentes von acht Kindern, hat, wie so viele Juden seiner Generation, sich mühsam und ambitioniert gesellschaftlich verbessert, ohne aber dabei seine religiösen Wurzeln zu verlieren. Ganz im Gegenteil: Nach achtjährigem Studium an der Jeschiwa in Pressburg und einigen anderen Tätigkeiten wurde

Rudolf Fuchs 1862 Lehrer an der Wiener Talmud-Thora-Schule, der er jahrzehntelang verbunden blieb.<sup>5</sup> Durch diese Aufgabe wurde er dazu ange-regt, zahlreiche Lehrmittel für den jüdischen Religionsunterricht zu verfassen. Seine Fibeln und Lehrbücher entwickelten sich zu Standardwerken in österreichischen Schulen und wurden bis lange nach seinem Tod immer wieder neu aufgelegt.<sup>6</sup> Neben dieser erfolgreichen Tätigkeit als pädagogische Schriftsteller war Rudolf Fuchs auch Rabinatssekretär in der Leopoldstadt bei Dr. Moritz Gudemann, später, nach dessen Berufung zum Oberrabbiner, auch bei ihm in der Innenstadt. Über seine Familie dürfte er auch Kontakt mit einer prominenten jüdischen Familie in Wien gehabt haben: sein jüngerer Bruder, bei dem Rudolf Fuchs eine Zeit lang gewohnt hatte, der Wiener Seidenhändler Leopold Fuchs, war mit dem Ottakringer Brauer Ignaz Edler von Kuffner verschwägert.

Bernhard Fuchs hatte – wie sein Vater Rudolf – sieben Geschwister. Mehrere der Geschwister haben Tätigkeiten ausgeübt, die mit den Berufen des Vaters in Beziehung stehen. Bernhard Fuchs' Bruder Moritz Fuchs (1860-1934)<sup>7</sup> hatte eine der schriftstellerischen Tätigkeit verwandte Aufgabe: er war langjähriger Auslandsredakteur der Neuen Freien Presse. Ein anderer Bruder, Joseph Fuchs (1862-1941), war als Rabinatssekretär der IKG Wien ein direkter Nachfolger seines Vaters; außerdem war er auch der erste Sekretär der Israelitisch-theologischen Lehranstalt in Wien und von 1889 bis 1900 Vereinssekretär der Österreichischen-Israelitischen Union. Neben diesen älteren Brüdern, die Bernhard Fuchs als Vorbild gedient haben mögen, ist auch seine jüngere Schwester Adele (1875-1941)<sup>8</sup> auf andere Weise einem Rabinat verbunden gewesen: sie war mit Dr. Julius Max Bach verheiratet, dem damals prominenten Rabbiner des sogenannten „Hubertempels“ in der Hubertgasse im 17. Bezirk. Auch deren Tochter, Margarete Bach war, vor allem in der Zwischenkriegszeit, prominent, allerdings auf anderem Gebiet. Sie war eine gefragte Rezitatorin, deren Karriere erst 1938 durch den Naziterror abgebrochen wurde.<sup>9</sup>

Bernhard (bzw. – Petachja Ze'éf)<sup>10</sup> Fuchs wurde am 23. Oktober 1873 in Wien geboren und hat 1885 die Aufnahmeprüfung in die zweite Klasse des Wiener Staatsgymnasiums im zweiten Bezirk abgelegt.<sup>11</sup> Ab der vierten Klasse war er vom Schulgeld dispensiert, was auf eine Verschlechterung der finanziellen Situation der Familie hinweisen könnte. Nach Auszeichnung der letzten Schuljahre schloss Bernhard Fuchs auch die Matura mit Auszeichnung ab. Ein sehr angepasstes Kind dürfte er dabei aber nicht unbedingt gewesen sein, denn die schlechteste Note in seinem Maturazeugnis vom Juli 1892 war ein auffälliges *befriedigend* im „Fach“ *Sittliches Betragen*.

Nach einem nicht weiter dokumentierten Jahr<sup>12</sup> schreibt er sich im Herbst 1893 sowohl als Hörer an der Israelitisch-theologischen Lehranstalt als auch an der philosophischen Fakultät der Uni-

kann.

Möglicherweise hat sich Fuchs damals und in den kommenden Jahren als Schriftsteller empfinden. Die wenigen bekannten Verweise auf ihn aus der Zeit der Monarchie erwähnen jedenfalls nur den „Schriftsteller“ Bernhard Fuchs<sup>23</sup>, obwohl sicherlich kein weiteres Werk von ihm erschienen ist. 1906 oder 1907 schließlich tritt Fuchs „infolge verschiedener Umstände“<sup>24</sup> zur Journalistik über. Man kann vermuten, diese „Umstände“ bestanden in der Notwendigkeit des Broterwerbes, aber wir wissen es nicht; es ist ja auch unklar, wovon die Familie in den ersten vier Jahren der Ehe gelebt hat. Fuchs tritt jedenfalls in den Redaktionsverband der populären Wiener Wochenschrift *Das interessante Blatt* ein, was die Vermutung der rein finanziellen Motivation bestärkt: diese Zeitschrift erhob nicht den intellektuellen Anspruch, den Fuchs sonst erkennen lässt. Fuchs bleibt diesem Blatt bis zu seinem Tod verbunden.

Wenig später, wahrscheinlich 1907, tritt Fuchs auch in das hingegen sehr angesehene *Fremdenblatt* ein<sup>25</sup> und wird dort Leitartikler für „auswärtige Themen“. Ab Oktober 1908 - vier Monate nach der Geburt seines zweiten Sohnes Peter Joachim<sup>26</sup> - wird diese Stellung brisant. Im Zusammenhang mit der umstrittenen Annexion Bosnien-Herzegowinas entwickelt sich eine lebhafte Zeitungsfehde, in der Fuchs mit Verve die Haltung der Regierung vertritt. Fuchs' „hervorragendes Wissen, seine glänzende und klare Schreibweise erregte die Aufmerksamkeit des Ministers Aehrenthal“<sup>27</sup> und Fuchs' Haltung in der Annexionsfrage erregte vermutlich auch das Wohlwollen des Außenministers. Aehrenthal beruft 1909 Fuchs in sein Ministerium und zwar in das sog. „Literarische Bureau“ (d.i. das Presse-departement, der spätere Bundespressedienst)<sup>28</sup>, wo er sich „bald die vollste Anerkennung seiner hohen Vorgesetzten erwarb und oft zu wichtigen Beratungen herangezogen wurde.“<sup>29</sup> 1910 manifestiert sich diese Anerkennung in der Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josef-Ordens.

Wahrscheinlich konnte der inzwischen zum Hofrat avancierte Fuchs während der Kriegsjahre im Amt bleiben, konkrete Informationen haben wir darüber allerdings nicht. Nach dem Umsturz 1918 wandert das Pressedepartement, nunmehr Bundespresseamt, in das Bundeskanzleramt, von dem Fuchs in seiner Funktion übernommen wird. Fuchs wird 1922 zum Ministerialrat befördert und steigt zum Stellvertreter des Bundespressedienstes auf. Wenn wir die überlieferten Berichte richtig lesen, war Fuchs eigentlich das Herz des Bundespressedienstes. Er hat seine oft schwierige Aufgabe, der Öffentlichkeit die Politik Österreichs darzulegen, offenbar meisterhaft beherrscht. Er blieb dabei in seinem Wesen ein „Vollblutjournalist“ und „Künstler“, war „von stupender Belesenheit“ und ein „scharfsinniger Beurteiler der Außenpolitik“<sup>30</sup>, machte sich durch seine scharf pointierte Schlagfertigkeit viele Freunde in Journalistik und Politik, auch bei seinen Vorgesetzten, die seine hingebungsvolle Korrekt-

heit und Pflichttreue besonders schätzten.<sup>31</sup>

Fuchs' Vorgesetzte waren – neben seinem direkten Chef, „mit dem ihn auch eine amts- und stadtbekanntere Freundschaft verband“<sup>32</sup> – die jeweiligen Bundeskanzler. Deren Freundschaft ist unter anderem dadurch dokumentiert, dass die beiden letzten Kanzler, unter denen Fuchs gedient hatte, Dr. Schober und Dr. Seipel, Fuchs an seinem Krankenlager besuchten, an das er die letzten anderthalb Jahre seines Lebens gefesselt war<sup>33</sup>. Vor allem die Sympathien Seipels, des „Prälaten ohne Milde“ hatte Fuchs erworben, nicht zuletzt auch, „weil beide als wissenschaftliches Steckenpferd Orientalistik ritten und sich stundenlang über semitische und chaldäische Sprachforschung unterhielten“.<sup>34</sup> Dieses in Zusammenhang mit Fuchs oft erwähnte Naheverhältnis wird auch von der anderen Seite dokumentiert: In Seipels Tagebüchern wird Bernhard Fuchs etwa drei dutzend mal erwähnt.<sup>35</sup>

In den Zeitraum der zweiten Amtsperiode von Seipel (1926-1929) fällt auch Fuchs' freundschaftlicher Umgang mit Soma Morgenstern und Joseph Roth. Fuchs hilft auch Roth bei dessen Bemühungen um die österreichische Staatsbürgerschaft, die Roth erst so spät (wieder-)erlangt.<sup>36</sup>

Neben seinen Aktivitäten für Österreich hat Bernhard Fuchs aber sein jüdisches Bewusstsein keineswegs abgelegt und stand auch weiterhin der zionistischen Organisation nahe. 1929 trug er einen Artikel zu einer Gedenkschrift für Herzl bei.<sup>37</sup> Im September desselben Jahres vertrat er die Regierung beim Agudas-Jisroel-Kongress in Wien in den Sophiensälen<sup>38</sup>. In einem Nachruf auf Fuchs wird festgestellt: „Das Judentum hat durch seinen Tod einen großen Verlust erlitten.“<sup>39</sup>

Fuchs' gelebte Identifikation mit österreichischen Zielen hat Fuchs also keineswegs sein jüdisches Engagement beeinträchtigt, auch wenn man bezweifeln darf, ob der Fünfzigjährige die oben zitierte Formulierung des 25-jährigen Fuchs (im Artikel „Succoth“) noch ganz richtig gefunden hätte. Dabei hätte er wohl kaum geahnt, wie sehr seine damalige Aussage „*In welchem Land wir Juden auch immer hinkommen, früher oder später wird es um uns wüste oder Wüste*“ in seinem Österreich nur wenige Jahre nach seinem Tod Wirklichkeit werden würde.

Bernhard Fuchs ist am 9. Dezember 1932 in Wien gestorben.

„Fuchs traf es gut. Seit jeher von zarter Gesundheit, starb er einige Jahre, bevor die Nazi die Gelegenheit hatten, seinen Dienst am Vaterland auf die ihnen eigene Weise zu vergelten.“<sup>40</sup>

1 Soma Morgenstern, *Der Sohn des verlorenen Sohnes*, Berlin 1935, S. 78ff; (Neuaufgabe: Lüneburg 1996, S. 68ff)

2 Soma Morgenstern, *Roths Flucht und Ende* (herausgegeben von Ingolf Schulte), Lüneburg 1994, S. 67

3 So empfand es jedenfalls ein englischer Journalist, der Bernhard Fuchs beruflich gut gekannt hatte:

G.E.R. Gedye, *Die Bastionen fielen. Wie der Faschismus Wien und Prag überrannte*. Wien o.J. (1947), S. 14 (Übersetzung aus: *Fallen Bastions*, New York 1939).

28 Fuchs behält aber seine Funktion im *Interessanten Blatt*.

29 Jonas Kreppel im oben (Anmerkung 24) zitierten Nachruf.

30 Formulierungen aus dem Nachruf in "Die Wahrheit" Nr. 51, 1932, S.5 (Gemeinde-Chronik); ähnliche Beurteilungen an anderen Stellen.

31 Diese Formulierungen folgen verschiedenen Nachrufen, vor allem dem im *Interessanten Blatt*, a.a.O.

32 S.o. Morgensterns Romanzitat

33 Laut Tagebucheintragung vom 7. Oktober 1931 ist Seipel „Nachmittags bei Ministerial-Rat Dr. Bernhard Fuchs im Cottagesanatorium.“ Vgl. dazu unten Anm. 35.

34 Kurt Paupié: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte, Band II, Wien 1966, S.134.

35 Neben der in Anmerkung 33 erwähnten Stelle gibt es 33 weitere Nennungen. Sie umfassen den Zeitraum April 1924 bis November 1930. Die Erwähnungen betreffen überwiegend Sitzungen und andere Arbeitstreffen, einige wenige Meldungen suggerieren auch Persönlicheres: im August 1924 erwähnt Seipel, dass er Bernhard Fuchs von Mehrerau aus geschrieben hat; für den 29. Juli 1930 notiert Seipel: „Nachmittags mit Bernhard Fuchs im Café Volksgarten.“

Die dieser Zusammenfassung zugrunde liegenden Informationen wurden freundlicherweise von Prof. Sohn-Kronthaler zur Verfügung gestellt, die die für 2006 geplante Herausgabe der Seipel-Tagebücher vorbereitet:

*Edition der Tagebücher und Reisetagebücher (1916-1932) von Prälat Dr. Ignaz Seipel*, hg. von Michaela Sohn-Kronthaler, begonnen unter Maximilian Liebman (Publikation in Vorbereitung), Institut für Kirchengeschichte und Kirchliche Zeitgeschichte, A-8010 Graz.

36 Vgl. Soma Morgenstern: *Josph Roths Flucht und Ende*, Lüneburg 1994, S. 51f, S.65-71, S.112f und S.229.

37 *Herz der Takvolle und Leidende*. In: T.Nussenblatt (Hrsg.): *Zeitgenossen über Herzl*, Brunn 1929 (freundlicher Hinweis von Evelyn Adunka)

38 Fuchs hat sich, soweit wir das sehen können, mit dieser Bewegung, die ja den Zionismus ablehnt, allerdings nicht voll identifiziert. Dieser Kongress der Agudas-Jisroel, bzw. der „Gesetzestreuen“ wird auch in der eingangs zitierten „Dr.-Frankl-Passage“ erwähnt.

39 Chajim Bloch in *Die Stimme*, Wien, 15. Dezember 1932

40 G.E.R. Gedye, a.a.O., S. 32



**Junges Glück**

CASINOS AUSTRIA  
Machen Sie Ihr Spiel

Ihr erster Gewinn: Begrüßungsgeld im Wert von € 25,- um nur € 21,-. Tel.: +43(0)50 777 50, www.casinos.at

110 JAHRE



Meine Versicherung

ServiceTel:  
01/401 20-0, Fax DW 1901  
mail@oebv.com  
www.oebv.com

**Gedanken über die Zukunft?**

110 Jahre von Mensch zu Mensch - die ÖBV hat Geburtstag



Mit der ÖBV durchs Leben




**MMag. Dr. jur.  
Clemens O. Graninger**

*Wirtschaftstreuhänder -  
Beeideter  
Buchprüfer und Steuerberater  
Allgemein beeideter und ge-  
richtlich zertifizierter Sachver-  
ständiger*


A-1030 Wien, Jacquingasse 31  
Tel: 01/798 53 35,  
Fax: 01/ 799 21 90,  
e-mail: treujaq@nextra.at

wünscht allen Leserinnen und Lesern  
des DAVID einen schönen Sommer!

**ICEJ**  INTERNATIONAL CHRISTIAN EMBASSY JERUSALEM

Die INTERNATIONALE CHRISTLICHE BOTSCHAFT JERUSALEM - Österreichischer Zweig

wünscht allen Lesern der Kulturzeitschrift DAVID eine erholsame Urlaubszeit und lädt sehr herzlich ein zum Musical „THE COVENANT“, „DER BUND“ - die Geschichte des Volkes Israel.



17. Juli 2005 19:00 Uhr  
Neues Rathaus Linz  
Festsaal

Das Musical erzählt die biblische Geschichte Israels von Abraham über die Könige und Propheten, die Zeit des Exils, der römischen Besatzung, der Diaspora bis hin zur Entstehung des modernen Staates Israel und eroberte seit 2002 die Herzen vieler Israelis.

Information unter: www.icej.at

schen Mitbürgern erhielt.

Rabbi Meisels war nicht, wie in etlichen historischen Werken angegeben der erste Jude in einer österreichischen Volksvertretung, aber er war jedenfalls der erste und einzige Rabbiner in einem so hohen politischen Amt.

Bei der Eröffnungssitzung nahm er seinen Sitz auf der Seite der fortschrittlichen Linken ein und nicht in den Reihen der konservativen Rechten, wo man ihn eigentlich erwartet hätte. Als ihm dies vorgehalten wurde, antwortete er zweideutig: „Juden haben keine Rechte.“

Der Reichstag von Kremsier sollte ein Torso bleiben, wie alle späteren Versuche, die Struktur des Vielvölkerstaates in Richtung Föderalismus zu reformieren. Was den Neopolitiker Meisels betraf, so hatte er sich durch sein Eintreten für die linken Radikalen in Österreich zur Persona-non-grata gemacht. Nach wenigen Jahren übersiedelte er nach Warschau in den russischen Teil Polens. Wobei unklar bleibt, warum er das extrem-reaktionäre Regime in Russland, der „verschlampten“ Diktatur in Österreich verzog.

Der Ruf eines „patriotischen polnischen Juden“ – oder „jüdischen Polen“ – war dem Rabbiner indes vorausgeeilt und 1856 wurde er zum Oberrabbiner von Warschau ernannt. Auch dort setzte er sich für die Rechte der Unterdrückten ein, und als 1861 wieder einmal eine Revolution in Warschau ausbrach – und prompt unterdrückt wurde, marschierte er an der Seite des Erzbischofs bei den Begräbnisfeiern für die Opfer. Unmittelbar danach begleitete er den Kardinal und den evangelischen Bischof bei ihrem Marsch auf das Rathaus, wo sie dem russischen Gouverneur eine gemeinsame „Sturmpetition“ überreichten.

Noch suchten die Vertreter des Zaren einen Kompromiss und ernannten Meisels zum Vizeregenten und Mitglied des Provisorischen Stadtrats von Warschau.

Wenn die Russen jedoch geglaubt hatten, dadurch die Lage zu beruhigen, wurden sie enttäuscht. Der „Rabbi als Staatsmann“ setzte sich auch in offizieller Funktion für die Sache der Patrioten ein. (Die „Encyclopaedie Judaica“ meint, er hätte dadurch ein Pogrom polnischer Erzreaktionäre an der jüdischen Bevölkerung nach Niederschlagung des Aufstands verhindert.)

Aber seinen Kredit bei den Russen hat der Rabbiner – wie zuvor bei den Österreichern – verspielt. 1861 wurde er verhaftet, erst nach etlichen Monaten freigelassen und aus Russisch-Polen ausgewiesen.

Prominente Engländer luden ihn nach London – damals Hort der verschiedensten europäischen Emigranten – ein. Nach einiger Zeit gestatteten die Russen ihm die Rückkehr nach Warschau, wo er bis zu seinem Tod verblieb.

Allerdings war ihm jede politische Arbeit untersagt und er konzentrierte sich auf den rein religiösen Bereich. So schrieb er einen Kommentar zum „Sefer Hamitzvot“ des grossen mittelalterlichen jüdischen

Philosophen Maimonides.

Als Gelehrter war er nun unumstritten und die jüdische Gemeinde verlieh ihm den Ehrentitel „Mahardam“ – ein Akronym für „Morenu (unser Lehrer) HaRabbi Dov Meisels“. Damit stellten sie ihn in die Reihe der Grossen des jüdischen Volkes ein.

house of **Beresin**

1070 Wien, Neubaugasse 11.

T.: 523 27 79

Fax: 526 25 39

**FAMILIE BERESIN**

*wünscht allen Freunden  
und Bekannten  
einen schönen Sommer.*

## IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift  
[www.david.juden.at](http://www.david.juden.at)

**Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:**

DAVID - Jüdischer Kulturverein:

A-2490 Ebenfurth, Rathausstraße 20,

**Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,**

Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: [david\\_kultur@gmx.at](mailto:david_kultur@gmx.at)

**Zweck:** Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

**Abonnementpreis:** 4 Ausgaben / EUR 36,-  
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK, Konto: 310 051 51078,  
BLZ: 20111,

IBAN: AT05201131005151078, SWIFT-Code: GIBAAW

Deutschland: HYPO Vereinsbank, Konto: 5349214,

BLZ: 70020270,

**Chefredakteur:** ADir Ilan Beresin,

**Redaktion:** Evelyn Ebrahim Nahooray, Dr. Pierre Genée.

**Freie Mitarbeiter:** Mag. Diana Carmen Albu,

Dr. Gabriele Anderl,

Mag. Susanne Swantje Falk,

Mag. Dr. Gerald Gneist,

Mag. Dr. Alfred Gerstl, Mag. Dana Claudia Grigorcea,

Univ.-Assistent Dr. Markus Ladstätter,

DI Isabella Marboe, Mag. Gerhard Milchram,

Dr. Claus Stephani, HR Dr. Christoph Tepperberg,

Maurice Tzorf, Mag. Tina Walzer,

Halina Zajac, Gerhard Zirbs.

**Grundlegende Richtung:**

Überparteiliche und

überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

**EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:**

Turgut Mermertas

**Druck und Endherstellung:**

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH

A-8160 Weiz, Hans-Sutter-Strasse 9-15

**Für nicht verlangte Manuskripte und  
Fotos wird keine Haftung übernommen.**



kurze Zeit später Eigentümer der ältesten Buchhandlung Kolumbiens. Die „Libreria Central“, damals wie heute eine internationale Buchhandlung, wurde bereits 1926 vom Österreicher Pablo Wolf gegründet.

1956 eröffnete Hans Ungar noch zusätzlich eine Kunstgalerie, die heute die älteste Galerie Kolumbiens ist. Er förderte hier nicht nur junge aufstrebende Künstler Kolumbiens ( wie z.B. Botero), sondern machte auch Ausstellungen international bekannter Maler wie Oskar Kokoschka möglich. Seit den Fünfziger Jahren hatte Hans eine Dozentur für Geschichte an der angesehenen „Universidad de los Andes“, die er auch mitbegründet hat. Er unterhielt weiters ein kulturelles, allwöchentliches Radioprogramm zu Buchbesprechungen an der bedeutendsten Radiostation des Landes. Es erschienen zahlreiche Publikationen von Hans Ungar in diversen bekannten Zeitschriften. Zumeist waren es österreichische Themen („Das Wien in der Jahrhundertwende“, „Karl Kraus und seine Zeit“, „Johann Strauss“, „Ein Wiener in Kolumbien“ und vieles mehr), die er behandelte.

Hans Ungar unterhielt ebenfalls rege Kontakte zu anderen vertriebenen Österreichern wie z. B. zu Gerardo Reichel- Dolmatoff (der aus Salzburg stammende bedeutenden Anthropologe, der die „Kogi-Indianer“ erforschte und viele Bücher zum Thema „Schamanismus“ verfasste). Fritz und Lore Friedmann, Franz Lichtenberg, Paul Engel, Erich Arendt, Margot Neumann, Trude Krakauer, um nur einige der Exilanten aus Österreich zu nennen, zählten ebenfalls zum Freundeskreis der Familie Ungar. Ein Kolumbianer erzählte mir, dass erst jene Österreicher, allen voran Hans Ungar, aus Bogota eine Kulturstadt gemacht hätten und dass die Kolumbianer diesen Menschen auch deshalb so dankbar seien.

Hans Ungar, der ja Besitzer der größten Privatbibliothek Kolumbiens war, stellte vielen Forschern und Studenten seine Werke zur Verfügung (viele Erstausgaben und Autographen befinden sich in der Sammlung).

Hans Ungar unternahm auch viele Forschungsreisen in Kolumbien, Expeditionen zu alten Indianer-Kulturen. Als junger Mann in den vierziger Jahren nahm er an einer abenteuerlichen Schatzsuche in der Guajira ( im Norden Kolumbiens ) teil. Diese Reise bot ihm Gelegenheit die verschiedenen Kulturen, Sprachen und Menschen Kolumbiens kennenzulernen.

Jedes Jahr reiste er für mehrere Wochen in den Sommermonaten nach Wien, um hier jeden Abend kulturelle Veranstaltungen zu besuchen. Insbesondere liebte er die Oper. Seit den neunziger Jahren kam es in Wien zu regelmäßigen Treffen zwischen dem Ehepaar Ungar und mir.

Mich faszinierte die Selbstdisziplin meines Freundes



*Bernhard Brudermann und Hans Ungar (von links nach rechts)*

Hans, der selbst im Hochsommer bei höchsten Temperaturen mit Anzug und Krawatte zu stundenlangen „Gewaltmärschen“ bereit war. Seine Großzügigkeit, sein Humor und seine außergewöhnliche Aura faszinierte alle Menschen, die ihm auch hier in Wien begegneten.

Trotz dramatischer Schicksalsschläge sein einziger Sohn, ein bekannter Architekt starb auf tragische Weise als junger Familienvater wie auch sein Schwiegersohn. Er musste auch vom Leukämie erkrankten Künstler Heinz Goll für immer Abschied nehmen, der wie ein Sohn für ihn war.

Aber Hans verlor auch nach diesen harten Prüfungen niemals seinen Optimismus und seinen unverwechselbaren Humor.

Hans Ungar war Träger vieler Auszeichnungen: In Deutschland verlieh man ihm das Bundesverdienstkreuz. In Österreich bekam er das Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, verliehen am 28. September 1964. Weiters das österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst, verliehen vom Bundespräsidenten, auf Vorschlag des Bundesministers für Unterricht am 26. April 1979.

In Kolumbien bekam er verschiedenste Auszeichnungen, u.a. die zweithöchste Auszeichnung, die das Land Kolumbien zu vergeben hat, sowie eine Auszeichnung der Stadt Bogota für Ausbau der freundschaftlichen Beziehungen mit anderen Ländern, vorzüglich mit Österreich.

Seine Tochter Elisabeth ist Universitätsprofessorin für Politik in Bogota, seine kosmopolitischen Enkelkinder sind heute in hohen Positionen in Kolumbien tätig.

Sein Enkel Antonio Ungar ist einer der bekanntesten Nachwuchsautoren Kolumbiens ( einer der Hauptvertreter der „jungen Löwen“, eine neue Literaturbewegung aus Lateinamerika, die hauptsächlich aus den Enkeln der aus Europa geflüchteten Juden besteht, wie Harold Kremer, Esther

gibt es in Judendorf Reste jüdischer Grabsteine des 13./14. Jahrhunderts, die durchwegs im Bruchsteinmauerwerk alter Häuser aufgefunden wurden.

### Frau Esther starb 1265

Nur ein Stück, heute im Villacher Museum aufgestellt, enthält ein lesbares Datum, das es ermöglicht, diesen Grabstein einer Frau Esther in das Jahr 1265 zu datieren. Hinzu kommt, dass die heute als Judenbichl bezeichnete Anhöhe im großen Villacher Burgamtsurbar von 1580 mehrfach ausdrücklich unter der Bezeichnung „Judenfreithof“ vorkommt.

### Seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar

Die seit dem 13. Jahrhundert nachweisbaren Villacher Juden waren in der Stadt selbst ansässig, wo es im Kaiser-Heinrich-Viertel in der heutigen Freihausgasse auch eine Judenschule (Synagoge) gab. Die spärlich erhaltenen Nachrichten ermöglichen es kaum, eine Geschichte dieser Judengemeinde zu verfolgen, die im 15. Jahrhundert schon wirtschaftlich bedeutungslos geworden sein dürfte und zu bestehen aufhörte.

### Seltenes Zeugnis mittelalterlicher Zivilisation

Ob und in welcher Form Judendorf in Villachs städtischer Frühzeit mit Juden im Zusammenhang stand, ist nach dem gegenwärtigen Wissensstand nicht sicher zu klären. Die Gräberfelder unterschiedlicher Zeitstellung sind aber von großem wissenschaftlichen Interessen, wobei die Textilien aus den 1968 geborgenen Gräbern als seltenes Zeugnis mittelalterlicher Zivilisation gelten können, das Wohlstand und Prachtentfaltung einer frühen städtischen Bevölkerung erahnen lässt.

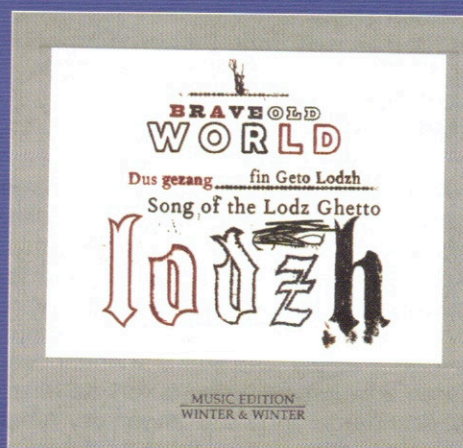
Der Text ist 1988 im Ausstellungskatalog „Hemma von Gurk“ erschienen.



Von einem niederländischen Campinggast im Jahre 1976 in einer Bachrunse am Hang knapp oberhalb von Pogöriach bei Villach gefunden: Zum Schleifstein umgearbeiteter mittelalterlicher Judengrabstein (für Elchanan, Sohn des Nachman); Sandstein, scheibenförmig rund, mittig quadratisches Loch für Achse, Vorderseite geglättet, fünfzeiliger Rest der Grabinschrift (Entstehungszeit 14. Jahrhundert).

pr-Text

## edel musica the home of brilliant music



### BRAVE OLD WORLD

Dus gezang fin Geto Lodzh 1CD 9101042WIN

„Song of the Lodz Ghetto“ - ein musikdramaturgisches Programm des Ensembles Brave Old World.

Erhältlich im Musikfachhandel oder auf [www.musikladen-fk.com](http://www.musikladen-fk.com)

MUSIC EDITION  
WINTER & WINTER



Sie wollen Ihre Zahnersatzprobleme im Ausland lösen, aber österreichische Qualität, Betreuung und Garantie? Sparen Sie Zeit und Benzin - rufen Sie uns an!

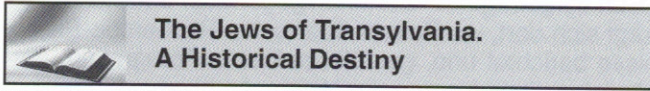
Unser Profi-Team arbeitet ebenso preiswert aber vielseitig, erfahren und zuverlässig: Zahnersatz, Implantate, Laserchirurgie, Prophylaxe und Pharodontosebehandlung, Digitalröntgen sowie Keramikronen.

**Ass.-Prof. Dr. Michael Mick**  
1040, Schleifmühlgasse Nr. 7/8  
(alle Kassen), Telefon 01/587 43 08  
Montag 14 bis 19 Uhr, Dienstag und  
Donnerstag 8 bis 13 Uhr und 15 bis 19 Uhr  
Mittwoch 8 bis 15 Uhr, Freitag 8 bis 13 Uhr.

Achtung: Neu: Ab sofort auch Freitag Nachmittag und Samstag nach Vereinbarung möglich!

Für die Prozesse gegen Widerstandskämpfer wurden die Organisationsstrukturen diverser Widerstandsgruppen in den Justizdokumenten zum Teil sehr genau analysiert, was sie zu wertvollen zeitgeschichtlichen Dokumenten macht. Nicht das geringste Verdienst dieser wertvollen Quellenedition ist es, deutlich zu machen, wie willfährig sich die Justiz in den Dienst der Nationalsozialisten stellte.

Alfred Gerstl



**Evreii din Transilvania. Destin istoric**  
**Ladislau Gyémánt**  
**(Zweispachige Ausgabe, englisch-rumänisch).**  
**313 Seiten, 21 Tafeln, 5 Grafiken.**  
**Cluj-Napoca: Institutul Cultural Român 2004.**  
**ISBN 973-86871-3-6.**

Der Verfasser, Professor Dr. Ladislau Gyémánt (57), renommierter Historiker und Kulturwissenschaftler, Leiter des Instituts für Judaistik und jüdische Geschichte „Dr. Moshe Carmilly“, Dekan der Fakultät für Europäische Studien der Babes-Bolyai-Universität, Cluj-Napoca (Klausenburg), hat nun nach jahrelangen Vorarbeiten dieses fundierte Werk zur Geschichte des siebenbürgischen (transylvanischen) Judentums vorgelegt.

Ladislau Gyémánt gliedert die Ergebnisse seiner Forschungen in sechs umfangreiche Kapitel, wobei er die Existenz der ersten jüdischen Einwohner Siebenbürgens, die zum Teil aus Judäa stammten und als römische Soldaten und Eroberer Daziens ins Land gekommen waren, im 2. Jh. festsetzt. Zahlreiche archäologische Funde, Inschriften, Münzen, Grabsteine u.a. belegen heute die Ansiedlung jener Einwanderer, die es bereits im Karpatenbogen lange vor der Entstehung des rumänischen Volkes gegeben hat.

Nach dem Rückzug der Römer aus Dazien (271 n.u.Z.) und während der Völkerwanderung (4.-6. Jh.), als durch jene Gebiete Ostgoten, Gepiden, Hunnen und Awaren zogen, „legt sich“, so Gyémánt, „ein schwarzer Schleier auf das Dasein der Juden“, und erst im 11. und 12. Jahrhundert werden in rabbinischen Schriften der Städte Mainz und Speyer wieder jüdische Kaufleute in Ungarn und in den dortigen, damals noch deutsch besiedelten Städten erwähnt. So wird auch 1357 zum erstenmal in Hermannstadt (dem heutigen Sibiu), bei einem Prozeß zwischen den Einwohnern von Heltau (Cisnădie) und Michelsberg (Cisnădioara), der jüdische Bürger Petrus Judaeus genannt, der als vereidigter Zeuge auftritt. In der Stadt Klausenburg (Cluj-Napoca) lebten um 1481 bereits mehrere jüdische Kaufleute, wie aus Zeitdokumenten ersichtlich ist, wo von einem Prozeß gegen die Familie Haller in Ofen (Buda) berichtet wird.

In Kronstadt (Brasov) ist die Existenz jüdischer Einwohner erst im Jahr 1492 urkundlich belegt, als König Wladislaw II. den Magistrat auffordert, einen Streit zwischen Sachsen und Juden zu schlichten. 1579 wird dann auf den Handel zwischen siebenbürgisch-sächsischen Handwerkern und jüdischen Kaufleuten hingewiesen, und im selben Jahr muß sich der Jude Lassel bei einer Kronstädter Sächsin entschuldigen, weil er sie „verbal beleidigt“ hat.

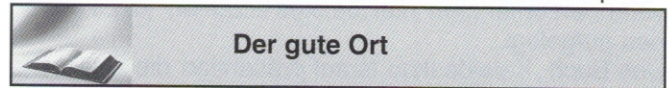
In dieser Kurzpräsentierung kann nun nicht auf alle, oftmals beeindruckenden Episoden einer vielfältigen Geschichte eingegangen werden, so z.B. auf die Zeit der Sabbatarier, deren Wirken besonders im 16. Jh. im

Szeklerland erfolgreich war: 1717 gab es dann nur noch vier sabbatarianisch-jüdische Ortschaften, deren Einwohner – einst Christen, die zum Judentum übergetreten waren –, 1943/1944 es ablehnten, zum Christentum „zurückzukehren“ und somit, wie andere jüdische Einwohner, nach Auschwitz deportiert wurden.

Von den aufschlußreichen statistischen Angaben sei hier abschließend noch auf einige Angaben hingewiesen: Vor dem Holocaust lebten in Rumänien (mit Bukowina, Besarabien und dem Hotiner Gebiet) rund 850.000 Juden. Nach dem Zweiten Weltkrieg (1947) gab es noch insgesamt 444.159 jüdische Einwohner im Land. Ihre Zahl verringerte sich – nach der Auswanderungswelle (Allija) nach Israel – bis 2002, auf rund 12.000 in Rumänien, davon 4713 in Siebenbürgen. Besonders nach der Gründung des Staates Israel (1948) verließen bis 1995 insgesamt 289.410 jüdische Einwohner das Land; der Großteil von ihnen stammte aus Siebenbürgen, der Moldau, dem Banat und dem Sathmarland.

Anfragen zu dem dokumentarisch äußerst aufschlußreichen Buch, das eine wichtige Ergänzung zur Geschichte des Ostjudentums bringt, können an das *Institutul de Istorie si Iudaistica Evreiasca „Moshe Carmilly“*, Cluj-Napoca, Str. Croitorilor 13, oder per E-mail an den Autor selbst (gyemant@zortec.ro) gerichtet werden.

Claus Stephani



**Gabriella Mautner**  
**Chemnitz: Chemnitzer Verlag 2004**  
**191Seiten, Euro 10,20 (D)**  
**ISBN 3-937025-06-5**

Als Gabriella Mautner 1998 mit anderen Exilanten für einen einwöchigen Aufenthalt nach Chemnitz eingeladen wird, kommen viele verdrängte Erinnerungen an ihren Geburtsort zurück. Dort verbrachte sie eine behütete Kindheit in einer großen, wohlhabenden Familie, die von ihr liebevoll, aber durchaus nicht unkritisch beschrieben wird. Sie ist elf Jahre alt, als die Nazis an die Macht kommen. Die Eltern können die bedrohlichen Geschehnisse, wie die Verhaftung von Bekannten, Demütigungen der Juden usw. von den Kindern nicht geheim halten. Nach der Machtübernahme hat der Vater, sofort die Gefahr erkennend, heimlich die Flucht der Familie über die Schweiz nach Italien geplant. Gabriella und ihrem älteren Bruder wird erst im Zug klar, dass es sich nicht um den Beginn einer Urlaubsreise handelt, sondern, dass sie Chemnitz für immer verlassen. Die Flucht wird die Familie durch mehrere Länder bis schließlich in die USA bringen. Einmal im Exil, ist die Kindheit vorbei, wird ihr später klar werden. Im zweiten Teil des Buches erzählt sie von ihrem Aufenthalt in Chemnitz, mehr als 55 Jahre nach der Flucht. In der für sie wieder fremden Stadt begibt sie sich auf die Suche nach den Orten ihrer Kindheit. Dabei ergeben sich Begegnungen mit Menschen, die ihr offen aus ihren Leben berichten; manchmal entstehen daraus Freundschaften. Dafür ist sie bei ihrer Abreise aus der Stadt, die sie sonst düster findet, dankbar.

Gabriella Mautner lebt heute in Kalifornien, wo sie „Kunst des Schreibens“ an einer Universität unterrichtet. Sie hat bereits mehrere erfolgreiche Bücher veröffentlicht, u. a. einen Roman, der auf ihren Erlebnissen während der Flucht basiert.

Evelyn Ebrahim Nahooray

stalt des Vaters bleibt schemenhaft, in das Innere der Person des Gerhard Bast will oder kann der Sohn nicht vordringen. Die Geschichte, so persönlich sie auch ist, bleibt ein Bericht: Die Fakten sind akribisch dokumentiert, der Grundton ist geprägt von Distanz zum Geschehen. Gerne hätte man mehr erfahren über die eigene Gefühlslage des Sohnes und Autors und die Ambivalenz des eigenen Schicksals zwischen dem Aufwachsen bei Mutter, Stiefvater, Halbgeschwistern und dem charismatischen Großvater und Anwalt Rudolf Bast, über dessen Schreibtisch Amstetten „arisiert“ wird. Es ist derselbe Mann, den Pollack als Kind liebevoll „Ops“ nannte und mit dem er lange Wanderungen unternahm, während Großvater kurzweilige Geschichten von Wölfen, Wildschweinen und Jagdabenteuern erzählte. Der Stiefvater ist dem Kind Martin ein Vater, der leibliche Vater, eine außereheliche Affäre der Mutter, die – Ironie des Augenblicks – am 17. April 1945, kurz vor dem Zusammenbruch des „Tausendjährigen Reiches“, am Standesamt Linz im gegenseitigen Eheversprechen legitimiert wird, vor dem Sohn totgeschwiegen. Kurz danach ist Gerhard Bast auf der Flucht, die im Bunker am Brenner tödlich enden sollte. Der Stiefvater kehrt zur Mutter zurück: „Bis heute weiß ich nicht, wann die Mutter nach dem Tod meines leiblichen Vaters den Stiefvater neuerlich geheiratet hat.“

Letztlich bleibt das Buch ohne Antwort auf die Frage, wer der Vater wirklich gewesen sei: Ein gewissenloser Karrierist, der sprichwörtlich über Leichen ging?, ein „rabiater Antisemit?“ Was dieses Buch, diesen einzigen Versuch einer Annäherung, unbedingt lesenswert macht, ist seine dokumentarische und zugleich literarische Schilderung der Geschichte einer deutschnationalen Familie, wie sie tausendfach im „Dritten Reich“ stattgefunden hat, aber in dieser Form nie erzählt wurde. Martin Pollack hat „ein intensives Schweigen aufgebrochen, für sich, seine Familie und alle Leser, die auf eine solche Mentalitätsgeschichte einer Provinz, die langsam in die Mitte hereingebrochen ist, schon lange gewartet haben“ (Erna Lackner, FAZ vom 6.10.2004, Nr. 233/S L16). Robert Lottes

### Im Winter werden die Tage länger

**Wie ich Auschwitz überlebte**

**Joseph Bialot**

**Aus dem Französischen von Michael von Killisch-Horn**

**Originaltitel: *C'est en hiver que les jours rallongent***

**München: Wilhelm Goldmann 2004**

**253 Seiten, kartoniert**

**Euro 9,20 [A] / 8,90 [D]**

**ISBN 3-442-15250-X**

Joseph Bialot wird am 10. August 1923 in Warschau geboren. Sieben Jahre später flieht er mit seiner Familie nach Frankreich. Beim Einmarsch der Deutschen Truppen schließt er sich unter falschem Namen der Kommunistischen Partei Frankreichs an und seine Flucht beginnt: von Bordeaux in die Pyrenäen, dann nach Lyon und Grenoble, wo er 1944 mit gefälschten Papieren festgenommen wird. Einen Tag nach seinem 21. Geburtstag erfolgt die Deportation nach Auschwitz-Birkenau. Bialot überlebt das Konzentrationslager. Am 27. Jänner 1945 befreien Soldaten der Roten Armee die Häftlinge. „Jeden Winter überfällt es mich erneut. Jeden Januar durchlebe ich wieder die wahnwitzige Geschichte der Befreiung von Auschwitz. Das Lager war von einer Schneedecke überzogen, die ihm ein makellostes und unbeflecktes Aussehen verlieh; draußen frühlingshafter Sonnenschein, trotz der Eiseskälte, bei der die Sola, ein Nebenfluss der Weichsel, der am Lager vorbeifloss, zugefroren war. Samstag,

den 27. Januar 1945, war es so weit, dass die Tage für mich und die kleine Gruppe von Leichen mit Galgenfrist, die zufällig zurückgeblieben waren, wieder länger wurden.“ (Joseph Bialot im Vorwort) Nach seiner Rückkehr nach Frankreich verfasst Bialot zahlreiche Kriminalromane. Doch erst Jahrzehnte nach seiner Befreiung findet er die Kraft, über Auschwitz zu schreiben.

Das Buch diente dem französischen Filmemacher François Chayé als Vorlage zu seinem gleichnamigen Film. „Chayés Film zeichnet ein Porträt von erschütternder Intensität. Die Worte Joseph Bialots, die der Schauspieler Jacques Bonnaffé verliest, legen Zeugnis ab von dem Grauen des Lageralltags und von der Erinnerungsarbeit eines einzelnen Überlebenden. So entstand ein einzigartiges Dokument, das den Opfern gedenkt und die immer wiederkehrenden Erinnerungen der Überlebenden, auch sechzig Jahre danach, verdeutlicht.“ (<http://www.arte-tv.com>; 27. Jänner 2005)

In einer klaren und prägnanten Sprache beschreibt Bialot sein Überleben und sein Leben damit. „Ich hasse das berühmte ‘Verzeih, auch wenn du nicht vergisst’, diese Pfadfindermentalität, die Pseudogroßzügigkeit, die manche erfunden haben und die in den Ohren schmerzt. Um zu verzeihen, muss man zuerst vergessen. Aber diejenigen, die im Lager gewesen sind, kehren Nacht für Nacht dorthin zurück. Was verzeihen? Den Tod der Kinder? Der Alten? Der Frauen? (...) Der Menschen, die meinten, sie hätten das Recht zu lieben und die Welt so zu sehen, wie es ihnen gefällt.“

Monika Kaczek

### „Sein Kampf“ - Antwort an Hitler

**Irene Harand**

**(Reiter, Franz Richard, Hrsg.)**

**(Dokumente – Berichte – Analysen 13)**

**Wien: Ephelant Verlag 2005**

**315 S. Euro 22,-**

**ISBN 3-900766-16-9**

Sein Kampf – Antwort an Hitler ist die Neuauflage des 1935 erstmals erschienenen Buches von Irene Harand (1900-1975). Es zählt zu den bemerkenswertesten Dokumenten eines christlich inspirierten Engagements im Bemühen um Aufklärung über das Wesen von Nationalsozialismus und Antisemitismus.

Die Katholikin Harand gründete gemeinsam mit dem jüdischen Rechtsanwalt Moriz Zalman 1933 den Weltverband gegen Rassenhass und Menschennot und versuchte in Versammlungen und mit Vorträgen in Österreich, mehreren Ländern Europas und in den USA die Menschen gegen die drohende Gefahr des Nationalsozialismus wachzurütteln. Wegen des besonderen Charismas ihrer Gründerin wurde die Organisation bald Harandbewegung genannt. Ebenfalls ab 1933 gab Harand die Wochenzeitschrift Gerechtigkeit heraus, die sich an ein breites Publikum richtete.

Irene Harand war ein Tatmensch; neben ihren vielen aufklärerischen Aktivitäten war es vor allem ihre stark ausgeprägte soziale Haltung, die sie einige Wohlfahrtsdienste ins Leben rufen ließ. Als sensible und mutige Frau machte sie sich keinerlei Illusionen über das barbarische Potenzial des Nationalsozialismus und erkannte die zentrale Rolle, die jener dem Antisemitismus zugeordnet hatte. Wie sehr ihre Aktivitäten ernst genommen wurden, beweisen mehrmalige Proteste des deutschen Gesandten Franz von Papen bei der österreichischen Regierung.

Sein Kampf setzt sich als Antwort auf Hitlers Programmschrift Punkt für Punkt mit dem Judentum der Nazis und seinen Lügen und Verleumdungen auseinander. Daß die

# Geschichte aus dem Wiener Web.



► Wien im Jubiläumsjahr 2005 – das sind Begegnungen mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nicht Feierlichkeiten stehen dabei im Vordergrund sondern die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Ausstellungen, Symposien, Fachveranstaltungen, Projekte und Publikationen laden alle Wienerinnen und Wiener dazu ein. Mehr zum umfassenden Veranstaltungsprogramm finden Sie unter [www.wien.at](http://www.wien.at).



wien  
at

Stadt+Wien  
Wien ist anders.

I.T.C-Reisen

fly with friends. **Austrian** 

## Erholsamen Sommerurlaub

mit Austrian Airlines und ITC Reisen –  
Ihr Israel Spezialist für professionelle  
Beratung und preiswerte Reisen nach Israel

- › Gruppen- Pilgerrundreisen (Sondertermine)
- › Günstige Mietwagenangebote
- › Badeferien am Mittelmeer und Eilat
- › Erholung und Wellness am Toten Meer

Austrian Airlines bieten laufend Spezialtarife für Reisen nach Israel an. Wir freuen uns, Sie auf einer unserer Non-Stop-Verbindungen von Wien nach Tel Aviv begrüßen zu dürfen. Nützen Sie auch die Möglichkeit 24 Stunden vor Abflug einzuchecken. **Nähere Informationen** unter [www.aa.com](http://www.aa.com) ☎ 05 1789, in unseren Verkaufsstellen und Reisebüros oder unter [www.itc-reisen.at](http://www.itc-reisen.at), ☎ 01 212 54 60, E-mail: [itc@chello.at](mailto:itc@chello.at), Heinestrasse 6, 1020 Wien.

drei Auflagen des Buches im Selbstverlag publiziert werden mussten, sagt einiges über die politischen Verhältnisse Österreichs während des Austrofaschismus aus. Weitere Auflagen erschienen in England und Frankreich.

Obwohl mit Leidenschaft geschrieben, besticht Harands Buch auch heute noch durch den didaktischen Aufbau und die Sachkenntnis. Gleich zu Beginn geißelt sie Nationalismus und Rassenwahn als tragende Pfeiler der Nazi-ideologie und entlarvt den Mythos einer „jüdischen Rasse“. Jeweils eigene Kapitel widmet sie der Auseinandersetzung mit den gängigen antisemitischen Ideologemen wie wirtschaftlicher Ausbeutung („Wucher“), den Lügen über den Talmud, den Ritualmordlegenden und den Weltverschwörungskonstrukten, deren prominenteste leider bis heute die „Protokolle der Weisen von Zion“ darstellen. Dem Vorwurf von mangelndem Idealismus und Feigheit begegnet sie mit einem historischen Exkurs, dessen Bogen an Beispielen jüdischen Opfermutes sich von den alten Hebräern bis zu den Verlustzahlen jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg erstreckt.

Im Abschnitt „Juden sehen Dich an“ stellt Harand herausragende Persönlichkeiten vor, deren Beiträge zu den Künsten und Wissenschaften der gesamten Menschheit zugezählt werden können. In den letzten beiden Kapiteln zieht Harand eine schonungslose Bilanz der ersten beiden Jahre von Naziherrschaft im Dritten Reich und appelliert in einer idealistischen Schlussbetrachtung für die Verwendung jener Werte als Waffen, die den Nazis fremd seien: Idealismus und Opfermut, Vernunft und Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit.

Beim „Anschluß“ 1938 befand sich Harand auf einer Vortragsreise in England und kehrte nicht mehr nach Österreich zurück. Ihr Mitstreiter Moriz Zalman fiel den Nazis in die Hände und wurde 1940 im KZ Sachsenhausen ermordet. Irene und ihr Mann Frank Harand emigrierten in die USA, wo sie sich mit demselben Elan in die Arbeit einiger Exilorganisationen stürzten.

1968 erhielt sie von der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem die Auszeichnung einer Gerechten unter den Völkern. Erst spät, aber noch zu ihren Lebzeiten ehrte Österreich Irene Harand mit Auszeichnungen. Als äußere Zeichen erinnern heute nur ein Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof und ein nach Irene Harand benannter Gemeindebau an diese außergewöhnliche Frau. Umso verdienter ist die Neuauflage von Sein Kampf durch Franz Richard Reiter, der damit diesen Text der Vergessenheit bewahren konnte.

Kardinal Christoph Schönborn und Peter Marboe, der als Direktor des Österreichischen Kulturinstitutes in New York Irene Harand noch selbst kennen gelernt hatte, schrieben Vorworte. Eine abschließende biographische Skizze *Europe's Nobelst Woman* wurde vom amerikanischen Historiker John Haag verfasst.

Heimo Gruber

## COMPUTERSERVICE

Service - Telefon

01/990 76 03

**smart = it**  
computerservice

smart:it Lesniewicz & Mermertas OEG  
1030 Wien, Ungargasse 30 Tel. 01/990 76 03  
e-mail: office@smartit.at <http://www.smartit.at>

## Klubdirektor

### LABg. Günther BARNET und Familie

wünschen allen  
Leserinnen und Lesern  
des DAVID und der  
jüdischen Gemeinde in  
Österreich einen schönen  
Sommerurlaub!

## FOTO- & VIDEOPRODUKTION



[www.videoandre.at](http://www.videoandre.at)

eMail: [studio@videoandre.at](mailto:studio@videoandre.at)

1110 Wien,  
Neu Albern 79,  
T.: 769 48 60  
Fax: 769 48 60-4  
Handy: 0664/30 24 620

*wünscht allen Freunden,  
Bekannten und Kunden  
ein schönen Sommer!*

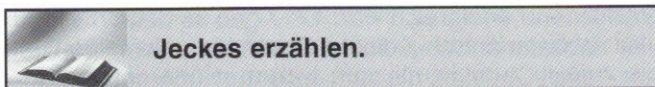
## DIE SPÖ LIESING

*wünscht allen  
Leserinnen und Lesern  
des DAVID  
einen schönen  
und erholsamen Urlaub!*

## ERICH HOHENBERGER

*Bezirksvorsteher  
Wien-Landstraße*

wünscht allen  
jüdischen Bürgerinnen und Bürgern  
einen schönen Sommer.



## Jeckes erzählen.

**Aus dem Leben deutschsprachiger Einwanderer in Israel**

**Shlomo Erel s. A. (Hg.)**

**Mit einer Einleitung von Andrea Lauritsch (Klagenfurt), einem Geleitwort von Richter Chaim H. Cohn (Jerusalem) und einem Vorwort von Armin A. Wallas (Klagenfurt)**

**Edition Mnemosyne, Band 12**

**Wien: Lit Verlag 2004**

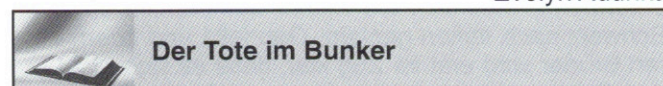
**415 S., EUR 34,90**

**ISBN: 3-8258-7589-X**

Der israelische Beamte und Kibbuzsekretär Shlomo Erel, der zuletzt als Direktor des Buch- und Druckzentrums im israelischen Exportzentrum arbeitete, veröffentlichte 1983 das Buch „Neue Wurzeln - 50 Jahre Immigration deutschsprachiger Juden in Israel“. 1994, zwei Jahre vor seinem Tod, stellte er in Zusammenarbeit mit dem 2003 plötzlich verstorbenen Germanisten Armin A. Wallas die Anthologie „Kaleidoskop Israel. Deutschsprachige Einwanderer in Israel erzählen“ zusammen, die in der von Wallas gegründeten Edition Mnemosyne im Alekto Verlag erschien und längst vergriffen ist. Nun wurde die Anthologie unverändert unter dem Titel „Jeckes erzählen“ im Lit Verlag neu aufgelegt.

Das Buch „Kaleidoskop Israel“ präsentiert die alltägliche Geschichte der Einwanderung und die kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Leistungen der Einwanderer. Der Wert des Buches ist umso größer, als ein Teil der Texte aus Originalbeiträgen besteht und andere Beiträge speziell für die Anthologie übersetzt wurden oder aus Quellen stammen, die den deutschsprachigen Lesern bisher nicht zugänglich waren. Viele der rund siebzig Autoren sind kaum bekannt, während aber auch so prominente Autoren wie Max Brod, Gershom Scholem, Ernst Simon, Martin Buber, Teddy Kollek, Schalom Ben-Chorin und Else Lasker-Schüler mit Beiträgen vertreten sind. Ihre so unterschiedlichen Beiträge legen sowohl Zeugnis ab von der Härte der Aufbaujahre als auch vom alltäglichen Leben der Pioniere und von dem umso bewundernswerteren Versuchen der deutschsprachigen Einwanderer, die Kultur und Literatur ihrer Heimatländer weiterzupflegen.

Evelyn Adunka



## Der Tote im Bunker

**Bericht über meinen Vater**

**Martin Pollack**

**Wien: Paul Zsolnay Verlag**

**254 Seiten, Euro 20,50**

**ISBN 3-552-05318-2**

Schatten der Erinnerung, Erinnerungsschatten

„Ich habe keine eigene Erinnerung an den Vater.“ Schnell abgesteckt sind die Bedingungen, unter denen der Autor Martin Pollack die Lebensgeschichte des Dr. Gerhard Bast, SS-Sturmbannführer und Kriegsverbrecher – seines leiblichen Vaters –, literarisch umzusetzen versucht. Und ein – nicht ganz geglückter – Versuch bleibt es, zu „entziffern, was immer bruchstückhaft bleiben würde“. Wenig an Unmittelbarkeit der Person des Gerhard Bast erfährt und erfühlt der Leser aus der Beschreibung des Sohnes in seinem „Bericht über meinen Vater“, den der Autor selbst nur aus seltenen anekdotenhaften Erzählun-

40 DAVID

gen der Mutter kannte und der zu einem Zeitpunkt starb, als der Erzähler noch keine drei Jahre alt war. Aus einer deutlichen Position der persönlichen Distanz, die sich auch im literarischen Stil niederschlägt und auf den Leser überträgt, begegnet Martin Pollack der Geschichte eines Menschen, der ihm – bis zuletzt im eigentlichen Sinne unbekannt und unergründbar – selbst das Leben schenkte und gleichzeitig unmittelbar und persönlich für den gewaltsamen Tod vieler Menschen verantwortlich war. Diese lakonisch vorgetragene Fremdheit gegenüber dem Vater trägt sich dort, wo Pollack über seine Recherche-Ergebnisse berichtet und, gestützt auf alten Fotografien, persönlichen Dokumenten des Vaters, Archiven und Zeitzeugen, eine Geschichte der Familie Bast, die bis zum Urgroßvater, eines „Sprachgrenzdeutschen“ der seit 1918 zu Slowenien gehörenden „Untersteiermark“, reicht, erzählt.

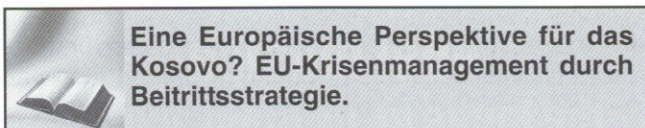
Der Vater wächst in Tüffer/Laško, einer von Deutschen und Slowenen getrennt nach nationaler Zugehörigkeit und Sprache bewohnten Kleinstadt auf, vor deren dumpfer kleinbürgerlicher Idylle der Kampf des „Deutschtums“ als Bollwerk gegen die slawische Flut stets Pflicht und Bestimmung war und wo der Rechtsradikalismus prächtig gedieh. Die Mentalitätsgeschichte der Provinz ist auch eine der Familie Bast, die im aufkommenden Nationalsozialismus ihre geistige Heimat findet. Die allgemeine Bereitschaft und Akzeptanz zur Anwendung von – letztendlich tödlicher – Gewalt unter den Bedingungen eines bestimmten ideologisierten Milieus und auch der persönlichen Strukturierung wird vom Autor – fast zärtlich – angedeutet: „Eine sepiabraune Fotografie in ungewöhnlichem Hochformat zeigt den Vater, noch immer mit Kittelschürze, doch das Haar schon kurzgeschnitten, mit der Linken den Lauf eines Gewehres umklammernd, das genauso groß ist wie er selber. Ein richtiges Luftdruckgewehr, mit dem man Vögel und Eichkätzchen totschießen kann. Er lächelt in die Kamera, das Kinn stolz vorgereckt, eine für ihn typische Pose, die ich von anderen, späteren Bildern kenne. Mein erstes richtiges Gewehr. Das bekam er mit drei Jahren.“

Unaufgeregt folgt Pollack dem weiteren Weg des jungen Vaters als Burschenschaftler und Jurastudent zum rücksichtslosen Vollzugsbeamten der NS-Terrormaschine. SS-Sturmbannführer und Chef der Linzer Gestapo – „ein mächtiger Mann, vor dem sich viele duckten“, wird Dr. Gerhard Bast Leiter von Sonderkommandos im Osten. Selten findet Pollack dabei den Vater namentlich genannt. Schrecklich genug bleibt die sachlich-nüchterne Beschreibung der dokumentierten „Aufgaben“ seiner Einheiten, die von ihm überwachten Transporte von Juden in Konzentrationslager über Massenmorde in Südrussland und Hinrichtungen von Zwangsarbeitern. Eigenartig mutet es da zunächst an, wenn Martin Pollack seinen Erzählstrang durch des Vaters Tourenbuch zu unterbrechen scheint und damit den offensichtlichen Gleichmut des begeisterten Bergsteigers und Skifahrers Gerhard Bast greifbar macht: „Wetter meist schön, sehr kalt. Schnee durchwegs prima. SS-Hütte prima, Essen gut.“

„Sein gewaltsamer Tod war der Abschluss eines Lebens, in dem Gewalt eine wichtige Rolle gespielt hatte.“ Gerhard Bast wurde nach dem Krieg selbst zum Gejagten und nahm auf seiner Flucht verschiedene Identitäten an, änderte mehrmals den Wohnsitz und wurde schließlich 1947 von einem Schlepper in der Nähe des Brennergrenzübergangs – aus Geldgier – ermordet.

Die Stärke des Buchs ist zugleich seine Schwäche: Martin Pollack hat unzählige Akte in Archiven durchstöbert, Reisen nach Slowenien, Polen und in andere Länder des Ostens unternommen. Gefunden hat er wenig. Die Ge-





**Eine Europäische Perspektive für das Kosovo? EU-Krisenmanagement durch Beitrittsstrategie.**

**Friedhelm Frischenschlager**

**In: Erich Reiter (Hg.):**

**Jahrbuch für internationale Sicherheitspolitik 2004, Hamburg, Berlin, Bonn: Mittler-Verlag 2004**

**S. 349 – 371, Preis: EUR 41,10 (A)**

**ISBN 3-8182-0829-X**

In seinem Artikel stellt Friedhelm Frischenschlager (ehemalig Direktor der Demokratisierungsabteilung der OSZE- Mission im Kosovo) den Lösungsversuch des Kosovo-Konflikts über die Linie des "Standards before Status" in Frage. Erstens könnten die 2002 von SRSG Michael Steiner eingeführten Standards-Bemühungen im Rahmen eines ungelösten Status nur sehr beschränkt erfüllt werden. Zweitens würden durch die offizielle Erfüllung der Standards die Erwartungen der Albaner bezüglich einer bedingungslosen Unabhängigkeit geschürt – was wiederum die Unterwanderung der Standards durch die serbische Bevölkerung provoziere. Sie sehen die kosovo-albanischen Strukturen nicht als die „ihren“, und die Erfüllung der Standards mehr als Bedrohung denn als Erleichterung an.

Konflikte seien daher für für das Prüfungsjahr 2005, in dem die Internationale Gemeinschaft die Statusfrage zu lösen plant, vorprogrammiert. Daher stelle sich die Frage, ob nicht eine EU-Beitrittsperspektive in einem Umfeld, das immer noch durch ethnische definierte Parallelstrukturen charakterisiert sei, als Ausgangspunkt zur Lösung der Status-Frage dienen könne. Erst wenn sich die EU im südöstlichen Winkel Europas einer weiteren Beitritts- und Nachbarschaftspolitik stelle, würden die Bemühungen um die Standards erst wirklich greifen können.

Nachdem eine einseitige Unabhängigkeitserklärung, die Vereinigung mit Albanien, die Rückkehr unter serbische Hoheit oder die Teilung des Kosovo auszuschließen sei, bliebe noch eine Dezentralisierung/Kantonisierung des Kosovo übrig – innerhalb eines geeinten, eigenständigen und überethnischen Kosovo. Aber auch dieser Prozess alleine könnte der Region keine Stabilität bringen, und schon gar nicht in kurzer Zeit.

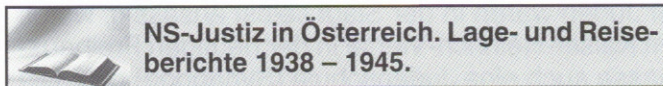
Deshalb plädiert der Autor für eine mittelfristige Lösung der Statusfrage durch Einbeziehung des Kosovo in das den Staaten in Südosteuropa gemeinsame Ziel der EU-Integration. Der Kosovo sollte in eine die serbischen Interessen sichernde, bedingte Unabhängigkeit entlassen werden. Gleichzeitig sollte aber die Strategie einer akkordierten Eingliederung des Kosovo und Serbiens verfolgt werden. Diese Alternative sei politisch schwierig, sie sei aber realisierbar.

Die jetzigen Standards würden dann in die Auflagen der Kopenhagen-Kriterien aufgehen, ihre Erfüllung aber auf dem für alle positiven Ziel des EU-Beitritts aufbauen. Der Kosovo befände sich dann in den Jahren bis zum Vollbeitritt unter politischer EU-Treuhandenschaft, die der heutigen UNMIK grundsätzlich nicht sehr unähnlich wäre. Sie würde sich aber durch die immanente Status-Lösung von der derzeitigen UNMIK wesentlich unterscheiden.

Der Autor ist sich zwar bewusst, dass die politische Bereitschaft und Belastbarkeit der EU nach der letzten Erweiterungsrunde sehr beschränkt sein würde – worin neben der Akzeptanz Serbiens das Hauptproblem be-

stehe. Aus sicherheitspolitischen Gründen (zu erwartende verminderte Sicherheitsproblematik nach Lösung der Statusfrage), vor allem aber auch um einer wirtschaftlichen Normalisierung Willen sollte die EU jedoch diese Last übernehmen. Gleichzeitig könnte sie in Sachen zivil-militärisches Krisenmanagement viel dazulernen. An dem skizzierten Lösungsvorschlag bedürfe es zwar noch vieler grundsätzlicher Überlegungen und detaillierter Ausarbeitungen. Im Sinne einer Zukunftsorientierung und Nachhaltigkeit in Europa sollte dieses Konzept jedoch Teil einer umfassenden Strategie für den Westbalkan sein, die so schnell wie möglich erarbeitet und umgesetzt werden sollte.

Caroline Stampfer



**NS-Justiz in Österreich. Lage- und Reiseberichte 1938 – 1945.**

**Wolfgang Form und Oliver Uthe (Hg.):**

**Schriftenreihe des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes zu Widerstand, NS-Verfolgung und Nachkriegsaspekten, Bd. 3**

**Wien: LIT Verlag 2004.**

**568 S., 49.90 EUR**

**ISBN 3-8258-7549-0**

Zu einem nicht unbeträchtlichen Teil erschließt sich die Geschichte des Widerstandes gegen das nationalsozialistische Regime aus den Gerichtsurteilen, welche die Volksgerichtshöfe, Sondergerichte oder Oberlandesgerichte in der Nazi-Zeit fällten. Es ist jedoch kein einfaches Unterfangen, diese Urteile zu analysieren, wobei die den Urteilen zugrunde liegende Verfolgerperspektive nur eine Schwierigkeit darstellt. Im Jahr 1998 begannen daher das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) und das Institut für Kriminal- und Politikwissenschaft (Uni Marburg), die politische NS-Strafjustiz in Österreich und Deutschland langfristig und interdisziplinär aufzuarbeiten. Als Geldgeber konnten die Volkswagenstiftung sowie die Österreichische Nationalbank gewonnen werden.

Bereits im Juli 1938 wurden die Präsidenten der Oberlandesgerichte in Wien, Graz, Linz und Innsbruck zur regelmäßigen persönlichen und vertraulichen Berichtslegung an den Reichsjustizminister angehalten. Diese Berichte – ein Korrektiv zu jenen der SS – stellen wichtige, nun erstmals für ein breites Publikum erschlossene landesgeschichtliche Quellen dar. So heißt es beispielsweise in einem Bericht der Generalstaatsanwaltschaft Innsbruck im Oktober 1938, „die Einführung der Judengesetze wurde allgemein mit Zustimmung und Genugtuung zur Kenntnis genommen“; sie hätten „im Lande Österreich die breitesten Bevölkerungsschichten befriedigt“.

Nicht nur die Einstellung der lokalen Bevölkerung zu neuen Gesetzen, sondern generell deren Stimmung einzufangen war eine wichtige Funktion der Berichte; namentlich die negativen Reaktionen auf Versorgungsengpässe, Lohnkürzungen, die Korruption oder die permanenten Sammlungen für das Winterhilfswerk wurden in Berlin mit Fortdauer des Krieges mit immer größeren Sorgen zur Kenntnis genommen. Insbesondere in den letzten Kriegsjahren registrierten die Justizstellen aufmerksam die sich häufenden Zeichen von zivilem Ungehorsam. So beobachteten sie in den größeren Städten Agitationen von christlichsozialen, sozialistischen und kommunistischen Aktivisten, während auf dem Land eine Zunahme des Kirchenbesuchs und des „Grüß-Gott-“ statt des Führer-Grüßes registrierten.

Fleisacher, Marco Schwartz, u.a. ). Antonio Ungar ist eigentlich ausgebildeter Architekt und konnte im Jahr 1994 durch meine Vermittlung einen Sommer lang ein Praktikum in der alten Heimat seiner Großeltern bei der Architektin Eva Rubin ( Tochter des Architekten Roland Rainer ) absolvieren.

Leider hat sich in den letzten Jahren in Kolumbien die politische Situation sehr verschlechtert, Guerilla- und Drogenkriege, Entführungen, Terrorismus in den Strassen von Bogota lähmen das Land. Hans Ungar musste diese traurige Entwicklung mit ansehen.

In seinen letzten Monaten erblindete der Bücherliebhaber sogar, doch seine Familie war im-

mer an seiner Seite und gab ihm Kraft.

Am 23. Mai 2004 hat Hans Ungar im Alter von 87 Jahren diese Welt verlassen.

Bevor ich diesen Artikel schrieb telefonierte ich mit Lilly Ungar (84), die nun alleine die Buchhandlung weiterführt und untröstlich über den Verlust des geliebten Mannes nach 62 Ehejahren ist.

Zahlreiche kolumbianische Tageszeitungen brachten einen Nachruf auf Hans Ungar. Er lebt in unseren Herzen weiter.

*Quellen: Private Dokumente der Witwe Lilly Ungar, BOGOTA/KOLUMBIEN*

## Die Gräberfelder von Judendorf bei Villach

 Dieter NEUMANN

**Zu den geschichtlich und archäologisch besonders interessanten Örtlichkeiten Kärntens zählt Judendorf bei Villach. Das kleine Bauerndorf, das seit 1331 urkundlich nachweisbar ist, hat sich in jüngster Zeit zu einem Wohngebiet im Südwesten des Stadtzentrums gewandelt, in dem nur mehr wenig vom ehemals ländlichen Charakter erkennbar ist.**

Der Name Judendorf und die Lage an einer Altstraße nach dem Süden machen es wahrscheinlich, dass der Ursprung des Dorfes eine hochmittelalterliche Niederlassung von Juden gewesen ist. Die Siedlungskontinuität in diesem Raum geht nach dem Zeugnis der archäologischen Funde noch viel weiter zurück; so ist aus Judendorf selbst ein kleines hallstattzeitliches Gräberfeld bekannt. Gräberfelder aus dem Früh- und Hochmittelalter, die zum Teil bis in den Ortskern reichen, sind schon im 19. Jahrhundert festgestellt worden.

### **Notgrabung am „Judenbichl“**

Mehr als hundert Bestattungen wurden 1968 geborgen, als wegen des Abbaus von Sand am „Judenbichl“ eine umfangreiche Notgrabung durchgeführt wurde. Diese erfolgte am Hang einer Schotterterrasse, der unmittelbar westlich des Dorfes ansteigt. Ein Teil der hier festgestellten Bestattungen stammt aus dem Frühmittelalter und hat vielfältigen charakteristischen Schmuck wie Schläfenringe, Mondsichelohrgehänge und Perlenketten enthalten.

### **Viele Reste von Gold- und Seidenstoffen**

In anderen, offensichtlich jüngeren, doch wegen der Beigabenarmut schwer datierbaren Gräbern konnten dagegen unerwartet viele Reste von Gold- und Seidenstoffen festgestellt werden. Diese Gewebe aus Frauengräbern stammen von kleinen Hauben



aus Goldstoff, von Haarnetzen und Schleiern. In einigen Fällen sind die Hauben überdies mit vergoldeten Silbermedaillons verziert gewesen. Ein kleiner Silberpfennig (Friesacher Pfennig, nach 1125) und einige Schlüssel aus Eisen bieten neben den textilkundlichen Befunden Anhaltspunkte für die Datierung. Diese hochmittelalterlichen Reihengräber dürften demnach aus dem 12./13. Jahrhundert stammen.

### **Reste jüdischer Grabsteine**

Nicht eindeutig ist bisher die Frage entschieden, ob es sich bei diesen jüngeren Bestattungen um jüdische Gräber handelt. H. Dolenz, der die Ausgrabung geleitet und die Fundpublikation besorgt hat, hielt dies für unwahrscheinlich, besonders weil die Beisetzung von Toten in aufwendiger Kleidung mit dem jüdischen Bestattungsritus kaum vereinbar scheint. Allerdings sind christliche Bestattungen aus dem fortgeschrittenen Hochmittelalter hier nicht weniger schwer zu erklären, da es in Judendorf nie eine Kirche, wie sie für einen Friedhof des 12. Jahrhunderts unbedingt notwendig ist, gegeben hat. Wohl aber

„Wahrscheinlich ist die Literatur der beste Weg, um dieses  
einzigartige, widersprüchliche,  
großartige Land zu verstehen“ (Kolumbien)

 Bernhard BRUDERMANN

**Hans Ungar** - Buchhändler und Kunstsammler  
Gründer der „Librería Central“ in Bogotá, Kolumbien  
Geb. 29.8.1918 in Wien / Österreich  
Gest. 23.5.2004 in Bogotá/ Kolumbien

Hierzulande ist kaum bekannt, dass in Lateinamerika, wie z.B. in Argentinien oder Kolumbien, die jüdische Literatur eine wichtige Rolle spielt. Zahlreiche osteuropäische Juden flüchteten nach Lateinamerika, um der Verfolgung in Europa zu entkommen.

In der Buchhandlung des jüdisch-österreichischen Buchhändlers Hans Ungar trafen sich seit Jahrzehnten die aus Europa Vertriebenen. Jene polnischen, rumänischen und österreichischen Juden und deren Nachkommen, die vor Pogrom und Verfolgung nach Kolumbien geflohen waren, sehnten sich nach der Kultur und Literatur des alten Europa. 1987 lud mich ein Freund meines Vaters, ein nach Kolumbien ausgewanderter österreichischer Künstler namens Hanns Heinz Goll, für mehrere Monate nach Kolumbien ein.

Kolumbien - dieses gefährliche, aber auch traumhaft schöne Land - faszinierte mich in jeder Hinsicht und alle Erfahrungen, die ich in diesem Land sammeln konnte, bereichern bis heute mein Leben. Es sollte nicht nur eine Reise in einen fremden Kontinent sein, sondern auch eine Reise zu einem längst vergessenen alten Europa, die ebenso aufregend war.

Bereits eine Woche nach meinem Eintreffen wurde ich dem Ehepaar Hans und Lilly Ungar vorgestellt. Weder der große Altersunterschied noch die Entfernung der Kontinente konnten unserer Seelenverwandtschaft, die uns vom ersten Augenblick des Kennenlernens verbunden hat, etwas anhaben.

Wie gerne war ich Gast bei der Familie Ungar in ihrer wunderschönen Backsteinvilla, gelegen an den Hängen von Santa Fe de Bogota, und wie privilegiert fühlte ich mich als ich die Erlaubnis bekam in der größten Privatbibliothek Kolumbiens zu stöbern!

Als mich die Nachricht vom Ableben meines Freundes Hans Ungar erreichte, konnte ich es nicht fassen, dass ich nie mehr diese wunderschön alt-österreichisch gefärbte Sprache aus seinem Munde hören und ihn nie mehr auf seinen Spaziergängen durch die Wiener Innenstadt begleiten sollte. Ein großes ethisches Selbstverständnis zeichnete Hans Ungar aus, seine Weltoffenheit und Herzlichkeit war beispiellos. Niemals zeigte er Verbitterung oder Groll, obgleich das Schicksal ihm zuweilen harte Prüfungen auferlegt hatte.

Die Literatur half Hans Ungar das Trauma der Ermordung seiner Familie zu überwinden.

Nun zur Lebensgeschichte von Hans Ungar: Geboren wurde Hans am 29. August 1916 in Wien als Sohn von Paul und Alice Ungar, einer großbürgerlichen Familie, die mehrere noble Modesalons in der Innenstadt besaß.

Er wuchs hier in Wien gemeinsam mit seinem Bruder, dem späteren Schriftsteller Fritz Ungar, in einer Atmosphäre des „Fin de Siecle“ auf.

Bekannte Autoren wie Stefan Zweig oder Hermann Bahr gingen im Hause Ungar ein und aus. (Ich selbst konnte in Kolumbien die für die Familie signierten Bücher dieser Autoren bewundern.)

Hans besuchte die Volksschule, das Gymnasium und die Hochschule für Welthandel in Wien. Nach der Matura absolvierte er seine Reserveoffiziersausbildung in Kaisersteinbruch.

Da er ein begnadeter Pianist, war bekam er während dieser Zeit oft die Möglichkeit Klavier zu spielen. Sein Studium konnte er nicht mehr beenden.

Sein Bruder Fritz wurde bereits Anfang April 1938 eingesperrt. Hans hatte die Möglichkeit, durch einen früheren Vorgesetzten vom Militär Ausreisepapiere zu bekommen. Seine Eltern wollten noch für die Freilassung von Fritz kämpfen und dann nachreisen.

Als er sich Anfang Juli 1938 am Bahnhof auf die Reise nach Hamburg begab, verabschiedete er sich von seinen Eltern. Es sollte das letzte Mal sein, dass er sie sah. Seine Eltern und sein Bruder Fritz wurden in Auschwitz umgebracht.

Eine abenteuerliche Reise führte Hans Ungar nach Kolumbien.

Von Hamburg reiste er mit dem Schiff in die Hafenstadt Cartagena und von dort mit dem Dampfer den Rio Magdalena entlang durch die tropischen Landschaften Kolumbiens. Schließlich landete er in der 350 000 Einwohner –Stadt Bogota ( heute ca. 10 Millionen Einwohner ) mit seiner kolonialen Architektur. Er begann seine berufliche Laufbahn bei einem englischen Bankier. In dieser Zeit lernte Hans seine Frau Lilly, geborene Bleyer, kennen. Ein ähnliches Schicksal verband die beiden. Lilly Ungar, geboren und aufgewachsen in Wien als Tochter von angesehenen Geschäftsleuten. Auch ihre gesamte Familie wurde in den Konzentrationslagern umgebracht. Wie Hans konnte auch sie auf abenteuerliche Art aus Europa entkommen. Hier in Kolumbien führte sie das Schicksal zusammen, sie heirateten und gründeten eine Familie.

Ab 1946 war Hans vorerst Geschäftsführer,

## **Der Rabbi als Revolutionär** *Das dramatische Leben des Rabbi Dov Berisch Meisels von Krakau*

 Lucian O. MEYSELS

Die alte polnische Königsstadt Krakau – die einzige Metropole des Landes, deren historischer Kern von den Schrecken des Zweiten Weltkriegs verschont geblieben ist – hat eine neue Attraktion, die für Gesprächsstoff in der ansonsten so ruhigen Stadt sorgt. Neben dem Königsschloß Wawel, der Marienkirche und den Tuchlauben, besitzt sie neuerdings ein schickes Vergnügungsviertel, komplett mit Bistros und Nachtclubs, wie es sie nicht einmal in der Hauptstadt Warschau gibt. Allerdings sind „eingefleischte“ Krakauer Fans nicht einig, ob sie sich darüber ärgern oder freuen sollen.

Das Krakauer „Quartier Latin“ befindet sich nämlich – eine Ironie des Schicksals - just im alten Judenviertel Kasimierz (benannt nach Kasimir IV., der im 15. Jahrhundert die Deutschen Ritter besiegte und die Juden aus dem Deutschen Reich ins Land rief.)

Die jüngste Metamorphose bedeutet sicherlich einen der vielen dramatischen Brüche in der Geschichte der Stadt, die bis zum Zweiten Weltkrieg als Heimat großer Rabbiner und jüdischer Gelehrter bekannt war. Ihre Zahl hatte sich allerdings bereits nach dem Ersten Weltkrieg verringert, bis die letzten von den Nazis praktisch ausgerottet wurden. Was von Kasimierz nach 1945 übrig blieb waren der große jüdische Friedhof und eine in ein jüdisches Museum verwandelte Synagoge.

Der Kern des eher bescheidenen Museums wurde der bedeutendsten jüdischen Persönlichkeit in der Geschichte Krakaus, Rabbi Dow Berisch Meisels, gewidmet, zu dessen Ehren nach der Wende auch eine Strasse benannt wurde. Rabbi Meisels spielte tatsächlich in der an Kontroversen reichen Geschichte Polens eine bedeutende Rolle, die weit über den jüdischen Bereich hinausging. Sein Leben war in erster Linie von den Folgen der dreifachen Teilung des Landes im 18. Jahrhundert bestimmt.

„Reb Berisch“, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, entstammte einer sehr angesehenen jüdischen Familie Galiziens, die ihre Ahnentafel bis auf den berühmten Mordechai Meisels, dem „Primator“ der Prager Judengemeinde und Geldgeber des deutschen Kaisers Rudolf II. zurückführte (der in Leo Perutz bekanntesten Roman „Unter der steinernen Brücke“ eine wichtige Rolle spielt). Ein anderer Verwandter gründete die erste Jüdische Druckerei in Polen.

Die Erben Mordechai Meisels büßten den Großteil ihres Vermögens ein, als sich Kaiser Mathias weigerte, die Schulden seines abgesetzten Vorgängers Rudolf zu zahlen. Ihre Lage verschlechterte sich weiter, als Kaiserin Maria Theresia die Ju-

den aus der böhmischen Hauptstadt vertrieb. Die Angehörigen der Prager Meisels zogen daraufhin in das polnische Krakau, wo die Anordnungen der Kaiserin keine Gültigkeit hatten. In den folgenden Jahrzehnten teilten sie das Schicksal ihrer nichtjüdischen Mitbürger im dreifach geteilten Polen.

Nach den Napoleonischen Kriegen war vom Traum eines unabhängigen Polen nur eine winzige Enklave um Krakau übrig geblieben, mit deren Errichtung die Mächte beim Wiener Kongress versucht hatten, ihr schlechtes Gewissen bezüglich der gebrochenen Versprechen an die Polen zu beschwichtigen.

Der Ministaat Krakau zog polnische Revolutionäre und Nationalisten aus den von Russland, Preußen und Österreich annektierten Landesteilen an. Was naturgemäß zu Spannungen in der Stadt an der Weichsel führte. Die jüdische Bevölkerung hielt sich so gut es ging aus der national-polnischen Bewegung heraus. Nicht so Berisch Meisels, der seinem 1832 verstorbenen Vater als Oberrabbiner gefolgt war. Durch seine Heirat mit der Tochter des vermögenden Salomon Bonstein aus Wiewlicka war er zu einem reichen Mann geworden und hatte sich dank des Kapitals aus der Mitgift als Bankier in Krakau niedergelassen. Nebenbei war er in die Fußstapfen seines Vaters getreten, doch seine sozialen Absichten erregten das Misstrauen der ultrakonservativen Teile der Kehilla. Diese scharten sich um den „orthodoxeren“ Rivalen, Rabbi Schaul Landau. Fünfundzwanzig Jahre lang war die Krakauer Gemeinde de facto geteilt.

1846 brach in der Stadt eine Revolution gegen die allzu „österreichhörige“ Stadtverwaltung aus und Meisels wurde bei den ersten mehr oder weniger freien Wahlen zu einem der 12 Senatoren gewählt.

Laut der von Vater auf den Sohn überlieferten Familienchronik der Meisels, übersetzte er zu jener Zeit die französische Marseillaise, damals die inoffizielle Hymne der europäischen Freiheitskämpfer, ins Jiddische<sup>1)</sup>. Natürlich anonym, doch bestand bezüglich der Person des Übersetzers kein Zweifel.

1848 brach auch in den übrigen österreichischen und ungarischen Erbländern der Habsburger die „große“ Revolution aus. Nachdem Kaiser „Ferdinand der Gütige“ aus Wien geflohen war, wurde in der westlichen Reichshälfte der erste Reichstag seit Menschengedenken gewählt, der in Kremsier im Schloß der Erzbischöfe von Olmütz zusammentrat. Der reformfreundige Oberrabbiner von Krakau wurde zu einem der Delegierten der Stadt gekürt, wobei er die meisten Stimmen von seinen nicht jüdi-

4 Angaben zu der Familie und dem Leben des Vaters stützen sich in erster Linie auf die Memoiren von Rudolf Fuchs: *Unsere Familiengeschichte. Niedergeschrieben zu meinem 80. Geburtstag*, Wien 1906.

5 Über die Talmud-Thora Schule ist anlässlich des 150-jährigen Jubiläums ein historischer Abriss in DAVID Nr. 59 (Dezember 2003) mit einer Ergänzung von Benno Kern in DAVID Nr. 60 (März 2004) erschienen.

6 So erlebte z.B. sein Buch *Tefillot Bne Israel. Lehrbuch für die israelitische Schuljugend* noch 1932 eine 22. Auflage.

7 Angaben zu den Lebensdaten der Familie basieren meist auf die hilfreichen Auskünfte der Matrikenführung der IKG Wien (Frau Heidrun Weiß). Sonstige Angaben zu den Geschwistern stützen sich vor allem auf freundliche Hinweise von Dr. Evelyn Adunka, Wien.

8 Beide Geschwister sind, anders als das Sterbejahr vermuten lassen könnte, durch Krankheit in Wien gestorben. Nähere Umstände sind allerdings nicht bekannt.

9 Margarete Bach hat die Jahre des Holocaust überlebt und ist hochbetagt in Israel gestorben. Alle Angaben zur Familie Bach beziehen sich auf laufende, noch nicht veröffentlichte Arbeiten Evelyn Adunkas zum Wiener Judentum der Zwischenkriegszeit.

10 Der Name ist eine Referenz an den Großvater, den Vater von Rudolf Fuchs. Dieser Großvater hieß *Bernhard Fuchs* bzw. *Petachja Wolf Fuchs*. *Petachja* könnte von dem mährischen Gelehrten Eber ben Pethahia inspiriert sein, der im 18. Jh. in Ungarisch-Brod gelebt hat, wo die Mutter von diesem Bernhard Fuchs (sen.) begraben ist. Beim Enkel wurde statt des deutschen *Wolf* das Hebräische *Ze'ef* verwendet. Was die Häufung von Tiernamen veranlasst hat, bleibt unklar. Neben dem Fuchs und dem (im Namen Bernhard enthaltenen) Bären ist der Wolf das dritte Raubtier im Namen.

11 Das Staatsgymnasium befand sich damals in der Taborstraße 24 und hatte zu etwa zwei Drittel jüdische Schüler. Die Schule, das heutige Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium, befindet sich seit 1899 in der Zirkusgasse. Angaben über Bernhard Fuchs' Schulerfolge waren durch die freundlichen Informationen des Direktoratssekretariats der „Zirkusgasse“ (Frau Sylvia Breuer) möglich.

12 Es existieren, soweit bekannt, keine biographischen Skizzen über Bernhard Fuchs. Auch sind manche wesentliche Dokumente verschollen (v.a. sein Personalakt im Haus- Hof- und Staatsarchiv), und der (bekannte) Nachlass seines Sohnes Martin enthält keine Angaben zum Vater. Bernhard Fuchs' Lebenslauf kann daher nur unvollständig rekonstruiert werden.

13 Zur Israelitisch-theologischen Lehranstalt siehe vor allem: Peter Landesmann: *Rabbiner aus Wien. Ihre Ausbildung, ihre religiösen und nationalen Konflikte*; Wien, (Böhlau) 1997. 289 S. v.a. S. 123-264. Dr. Landesmann hat freundlicherweise auch Fuchs' Hörschaft verifiziert.

14 Über Achiqar, erfolgreicher Kanzler unter Sanherib in Ninive, wird aufgrund einer Verleumdung seines Adoptivsohnes die Todesstrafe verhängt, er entgeht aber durch Zufall dem Tod. Die Geschichte bildet den Rahmen für eine umfangreiche (Weisheits-)Spruch und Fabelsammlung, die Aesop beeinflusst haben dürfte. Im Buch Tobias wird auf die Achiqarsage Bezug genommen, die selber manchmal als apokryphe alttestamentliche Schrift eingestuft wird.

15 Das Buch von Rendel Harris, F.C. Conybeare und Agnes Lewis *The Story of Ahiqar*, Cambridge 1898 gilt heute noch als Standardwerk zum Ahiqar-Sagenkreis.

16 Die Dissertation ist nicht auffindbar. Wohl aber befindet sich im Archiv der Universität Wien der Promotions-

akt, von dem die Informationen stammen, die freundlicherweise Kurt Mühlberger vom Archiv vermittelt hat. Der Akt enthält auch Bickels Dissertationsbeurteilung, in der er u.a. die unterlassene Überarbeitung beklagt.

17 Herzls *Der Judenstaat* erschien 1896, der 1. Zionistische Kongress in Basel fand Ende August 1897 statt.

18 *Die Welt*, 3. Jahrgang, Nr. 38, 22. September 1899, S. 4.

19 Dr. jur. Martin Fuchs (1903-1969) wurde später bekannter als sein Vater und ist auch in der wissenschaftlichen Literatur (über das österreichische Exil) bereits beschrieben. Sein Lebensweg wird hier nur ganz kurz angedeutet: Nach Jusstudium Presseattaché an der österreichischen Botschaft in Paris; nach dem sog. Anschluss zahlreiche organisatorische und journalistische Aktivitäten in leitender Funktion im österreichischen legitimistisch-konservativen Widerstand in Paris, ab 1940 in New York; 1947 Rückkehr nach Österreich und Tätigkeit im diplomatischen Dienst, zuletzt Botschafter in Brüssel und Paris.

Literaturauswahl: Martin Fuchs: *Showdown in Vienna. The Death of Austria*, New York 1939; J. Rovin: *L'emigration monarchiste autrichienne en France*, Grenoble 1979; Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes: *Österreicher im Exil, Frankreich 1938-1945*, Wien 1984; F. Hausjell (Hrsg.): *Vertriebene Wahrheit. Journalismus im Exil*, Wien 1995.

Martin Fuchs' Nachlass wird von Oliver Rathkolb im Rahmen der Kreiskystiftung betreut. Dr. Rathkolb hat freundlicherweise zu wesentlichen Informationen für diesen Artikel geholfen.

20 In Wien bei Holzwart und Ortony in der Reihe "Sammlung moderner Kampfschriften" erschienen.

21 Der Panbabylonismus hat versucht – im Überschwang der verständlichen Begeisterung über die damals relative neue Entzifferung der Keilschrift und die darauffolgende Entdeckung der babylonischen Kultur (der Codex Hammurapi ist z.B. erst 1890 entdeckt worden) – unnuanciert alle wesentlichen Kulturerrungenschaften der westlichen Welt auf die Babylonier zurückgeführt.

22 Im selben Jahr ist auch von David Heinrich Müller erschienen: *Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung*, Wien 1903.

23 So sein Vater in seiner 1906 herausgegebenen Familiengeschichte und auch der Eintrag zu Bernhard Fuchs im 10. Jahrgang des *High Life Almanach* von 1914.

24 So formuliert es Fuchs' späterer Kollege im Presse-Department, Reg. Rat Jonas Kreppel, in seinem Nachruf auf Fuchs in *Die Stimme* vom 15. Dezember 1932.

25 Das offiziöse ("freiwillig gouvernementale") Fremdenblatt (1847-1919), das sich nach Eigendefinition an "vornehmste Kreise des Adels und des Bürgertums" richtete, fungierte als Sprachrohr der Außenministeriums, bezog dennoch häufig Position gegen Standpunkte der Regierung. Es war in der Grundausrichtung liberal-föderalistisch und großösterreichisch. Es war ein bevorzugtes Blatt von Kaiser Franz Joseph und hatte als Mitarbeiter u.a. Ludwig Hevesi und Theodor Herzl. Möglicherweise hat Herzl Fuchs die Stelle vermittelt; es gibt aber keinen konkreten Hinweis darauf.

Die Angaben über das *Fremdenblatt* gründen sich auf verschiedene Publikationen, die Dr. Josef Seethaler von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Kommission für historische Pressedokumentation) freundlicherweise vermittelt hat.

26 Peter Joachim Fuchs wurde Kapellmeister und Musiker flüchtete im Mai 1938 aus Wien nach Paris, vermutlich zu seinem älteren Bruder. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

27 Nachruf auf Fuchs im *Interessanten Blatt*, 1932, Nr. 50

versität Wien ein. An der Universität in Wien studiert Fuchs in den nächsten Jahren „orientalische Sprachen in Verbindung mit: orientalischer Geschichte“, besucht auch philosophische Vorlesungen von Franz Brentano und Franz Mach. Die wichtigsten Lehrer in seinem Hauptfach waren die Orientalisten Gustav Bickell und Hofrat David Heinrich Müller. Der aus Galizien stammende Professor Müller war der Gründer des Wiener Orientalischen Institutes, Mitherausgeber der renommierten (heute noch erscheinenden) *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* (WZKM) und gilt als einer der ersten (österreichischen) Judaisten. Der Deutsche Gustav Bickell, der (wie Brentano) auch einmal als Priester geweiht worden war, hatte den Ruf eines hervorragenden Orientalisten und wurde Bernhard Fuchs' Doktorvater. Fuchs nahm die Arbeit an seiner Dissertation vermutlich nach Beendigung seiner formellen Hörschaft 1896 auf.

Neben dem Universitätsstudium war Bernhard Fuchs aber auch vier Jahre, bis zum Sommer 1897, Student des Wiener Rabbinerseminars in der Leopoldstädter Tempelgasse. Ob Fuchs jemals erwogen hatte, tatsächlich den Rabbinerberuf zu ergreifen, wissen wir nicht. Das Rabbinerseminar, wie die Israelitisch-theologische Lehranstalt auch genannt wurde,<sup>13</sup> wurde erst im Oktober 1893 eröffnet. Bernhard Fuchs war also einer der ersten Studenten und, wie oben bereits erwähnt, sein Bruder Josef war von Anfang an Sekretär der Anstalt. Nach dem älteren, ersten derartigen Seminar in Breslau, galt das Wiener Institut gemeinsam mit den vergleichbaren in Berlin und Budapest als ein wichtiges Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit und der Wissenschaft des Judentums und verfügte z.B. auch über die umfangreichste österreichische jüdische Bibliothek. Die Anstalt, die bis 1938 existiert hat, wurde von dem eher als konservativ eingestuften Adolf Schwarz geleitet. Fuchs galt als einer seiner Lieblingsschüler. Einer der anderen Professoren war der - im Rabbinerseminar umstrittene - Hofrat Müller, der auch Fuchs' Lehrer und Dissertationsreferent an der Universität war.

Fuchs arbeitet also wahrscheinlich ab 1896 auch an seiner Dissertation. Sie befasst sich mit Handschriften, die den Kreis der Achiqarsage behandeln.<sup>14</sup> Fuchs vergleicht einen vatikanischen arabischen Text mit anderen arabischen Texten unter Einbeziehung syrischer und altslawischer Texte. Vermutlich war die Arbeit 1898 weitgehend fertiggestellt, als ein neues Standardwerk in England erscheint.<sup>15</sup> Fuchs' Doktorvater, Professor Bickell, wünscht eine Überarbeitung der Dissertation, die diese neue Arbeit mitberücksichtigt, aber Fuchs lehnt das ab. Anscheinend hat dieser Zwist die Promotion um ein paar Jahre hinausgezögert, denn die hat erst im Juli 1902 stattgefunden – ohne dass die Dissertation überarbeitet worden war.<sup>16</sup>

In der wahrscheinlich durch diese Unstimmigkeit entstandene Wartezeit wendet sich Fuchs offenbar aktiv der zionistischen Bewegung zu. Die Jahre seiner Dissertationsarbeit waren ja entschei-


dend für die Entwicklung des politischen Zionismus.<sup>17</sup> Fuchs nimmt am 2. Zionistenkongress in Basel im August 1898 teil und trifft dort vermutlich auch Theodor Herzl, mit dem er jedenfalls später persönlich freundschaftlich bekannt war. Im Folgejahr, 1899, wird er Mitarbeiter von Herzls Zeitschrift *Die Welt* und verfasst dort im selben Jahr vier längere Artikel. Der 25-jährige Fuchs beurteilt damals die Diaspora unnuanciert negativ und vertritt dementsprechend einen recht kompromisslosen Zionismus. So schließt sein Artikel „Succoth“ mit den folgenden Worten: *In welchem Land wir Juden auch immer hinkommen, früher oder später wird es um uns wüste oder Wüste: das ist dasselbe. Wir sind flüchtige Leute, wir haben keinen wirklichen Wohnsitz, wir kennen keine Ruhe, keinen Bestand, kein Behagen. Für fahrendes Volk ist Succoth kein Fest. [...] Trachten wir, dass das Erinnerungsfest wieder zum Freudenfeste werde! Unsere Succah muss in unserem Lande stehen. Dann ist das Succoth der Väter wieder unser!*<sup>18</sup>

Womit sich Bernhard Fuchs in den nächsten Jahren um die Jahrhundertwende beschäftigt hat und womit er seinen Lebensunterhalt verdient hat, wissen wir nicht. Abgesehen von einem vereinzelt Beitrag in der *Welt* Ende 1901 ist erst wieder seine bereits erwähnte Promotion im Sommer 1902 dokumentiert. Bald darauf, Ende Dezember 1902, heiratet Fuchs die um vier Jahre jüngere ebenfalls in Wien geborene Emilie („Milly“) Grünmann. Knapp neun Monate später wird der erste Sohn geboren: Martin.<sup>19</sup>

Im selben Jahr 1903 erscheint auch Bernhard Fuchs' einzige selbstständige Schrift, das polemische Werk *Kaiser Wilhelm, Prof. Delitzsch und die babylonische Verwirrung*<sup>20</sup>, in dem die im Titel genannten Personen heftig kritisiert werden. Der führende deutsche Assyriologe Delitzsch hat den damals v.a. in Deutschland verbreiteten Panbabylonismus<sup>21</sup> auf die Religion angewandt und das Alte Testament in seinen wesentlichen Inhalten auf babylonische Ursprünge reduziert und die Bibel letztlich als unredliches religiöses Machwerk qualifiziert. In den dadurch ausgelösten sog. Babel-Bibel-Streit (zwischen Assyriologen und Theologen) hatte sich auch der deutsche Kaiser Wilhelm II. auf der Seite Delitzschs eingeschaltet. Der Streit hat einen Höhepunkt durch einen Anfang 1902 von Delitzsch gehaltenen Vortrag erreicht, der weitbeachtet wurde und wohl auch Fuchs' Schrift ausgelöst hat. Fuchs polemisiert gegen Delitzsch und kritisiert die Haltung des deutschen Kaisers als im Grunde arrogant, dumm und charakterlos. Neben seinen polemischen, teilweise auch sarkastischen Angriffen entkräftet Fuchs die Thesen Delitzschs auch mehr wissenschaftlich und mit philologischen Argumenten. Er verwendet dabei auch ausführlich als Beweismittel Ausführungen des angesehenen Professors Hofrat Müller<sup>22</sup>, seinem ehemaligen Lehrer. Die schmale 55-seitige Kampfschrift scheint einigen Erfolg gehabt zu haben, wie man aufgrund einer zweiten Auflage (6.-10. Tausend) vermuten

# BERNHARD FUCHS

## Ministerialrat im Bundespressedienst

 Georg B. DEUTSCH

„Dr. Frankl, der stellvertretende Leiter des „Allgemeinen Pressebüros“, war spät am Nachmittag noch auf einen Sprung ins Büro gekommen, um einen Blick in die Montagblätter zu tun. Es war nicht die Zeit seiner regulären Bürostunden. Die Beschäftigung in einem so unberechenbaren Ressort wie die Presse, der Verkehr mit so unregelmäßigen Herren wie Journalisten, ließ einen festen Stundenplan nicht zu. Wie in Redaktionen, so waren auch in seinem Büro die heißesten Arbeitsstunden die des Vormittags und die späten Abendstunden. Am Nachmittag pflegte Dr. Frankl nur ausnahmsweise im Büro zu erscheinen. Zwar schien an diesem Montag nichts Wichtiges vorzuliegen, aber zu seinen Obliegenheiten gehörte es vor allem, gerade das tägliche Gras der Zeitungen wachsen zu hören, das nicht er selber ausgesät hatte. Und da konnte man nie oft genug hinhorchen.“

Dr. Frankl griff nach dem Zeitungsstoß, der in einem Winkel seines großen Schreibtisches frisch aufgerichtet war. Seine Finger schienen ihre eigenen Augen zu haben. Sie tasteten nur obenhin den Stoß ab und gleich hatten Daumen und Zeigefinger das gesuchte Blatt an der Falte erfaßt. Auf den Inhalt des Blattes ging Dr. Frankl nicht ein. Er sichtete das Material. Ihm lag ja bloß daran, zur Stelle zu sein, wenn es dem Chef wichtig erscheinen sollte, Näheres über den Kongreß der Gesetzestreuern zu erfahren, bei dessen Eröffnungsfeier persönlich zu erscheinen er, wenn auch nicht offiziell, sich vorgenommen hatte. So war er eben im Büro: er saß vor seinem Schreibtisch und erwartete den telephonischen Ruf.

Dr. Frankl war von kleiner Statur, schmalschulterig, sehr mager, dennoch eine prägnante Figur, die sich wie ein moderner Linoleumschnitt gleichsam aus drei Farben zusammensetzte: dem Pechschwarz seiner Haare, der Tabakbräune seiner Haut und dem Weiß der vorgewölbten großen Augenbälle, die hinter dicken Brillengläsern im Büro eine langsame, lauernde, außerhalb der Büroräume eine mehr trauernde Schwere ausdrückten. Er war kaum über fünfzig, sah aber, vor dem Schreibtisch sitzend wie ein Vierziger aus, ein täuschender Eindruck, der aber gleich zum Nachteil ausschlug, wenn der kleine, mit nervöser Energie geladene Mann sich erhob und in vorgebeugter Haltung durch die Räume schritt. Da sah er eher schon wie bald ein Sechziger aus. Dieser Eindruck kam von der vorgebeugten Haltung des Oberkörpers, einer eingefleischten Pose, die der Physis des



© ÖNB, Bildarchiv, Wien

Doktors kaum entsprach, eigentlich bloß ein Ersatz für die erkünstelte Überlegenheit, die ein Mann in seiner Stellung als der jederzeit besser Informierte von Berufs wegen zur Schau zu tragen hatte, einer schier greisen Haltung, die übrigens eine entlehnte war. Dr. Frankl entlehnte sie seinem Chef, mit dem ihn auch eine amts- und stadtbekanntes Freundschaft verband.

Einer telephonischen Bestellung gewärtig, vertrieb sich Dr. Frankl die Wartezeit mit äußerst flüchtiger Zeitungslektüre. Mit einer nervösen Bewegung der linken Hand – es war halb ein Hieb, halb ein Reiß – glättete er ein Blatt zurecht, während die rechte über einen Aktenstoß hinweg nach dem Fläschchen Kölnisch Wasser langte, das zu den Utensilien seines Schreibtisches gehörte, ein paar Tropfen über die Fingerspitzen rinnen ließ und in langsamer, mechanischer Hebung mit den erfrischten Fingerspitzen an die Schläfen rechts und links tupfte. Es war dies eine Maßnahme zur Linderung

## ANTISEMITISCHE INITIATIVE IM RUSSISCHEN PARLAMENT

 Martin MALEK

Am 5. Jänner 2005 veröffentlichte das Außenministerium der USA seinen „Report on Global Anti-Semitism“, der einige kritische Anmerkungen zur Lage in Rußland enthielt.<sup>1</sup> Nicht einmal eine Woche später reagierte das Moskauer Außenministerium mit einer in beleidigtem Ton gehaltenen Verlautbarung, welche die Besorgnis Washingtons über Erscheinungen religiöser und nationaler Intoleranz in mehreren russischen Parteien „künstlich“ nannte. So gäbe es Skinheads nicht nur in Rußland,<sup>2</sup> sondern überall. „Schulmeisterei und grundlose Beschuldigungen“ der USA seien überhaupt „unzulässig“.<sup>3</sup>

Am 13. Jänner – und damit genau zwei Wochen vor den Gedenkfeiern anlässlich des 60. Jahrestages der Befreiung des KZ Auschwitz-Birkenau – wurde ein Brief an die russische Generalstaatsanwaltschaft geschickt, in dem es hieß, daß Juden selbst Anschläge auf Synagogen sowie Schändungen jüdischer Friedhöfe verübten, um „Strafmaßnahmen gegen (russische) Patrioten zu erreichen“. Zudem sei die jüdische Religion „antichristlich und menschenfeindlich“. Sie trage auch an im zaristischen Rußland „gerichtlich bewiesenen Ritualmorden“ Schuld.<sup>4</sup> Weiteres wurde dem Generalstaatsanwalt versichert, daß

*„in der ganzen Welt eine große Zahl von allgemein anerkannten Fakten und Quellen existiert, auf deren Grundlage man einen unstrittigen Schluß ziehen kann: die ablehnenden Einschätzungen der für das Judentum typischen Eigenschaften und Aktivitäten gegen Nichtjuden durch russische Patrioten entsprechen der Wahrheit, wobei diese Aktivitäten nicht zufällig, sondern im Judentum vorgeschrieben sind und seit zwei Jahrtausenden praktiziert werden ...“*

Konkret haben gerade die Juden einen wütenden Widerstand gegen die Einführung des Faches ‚Grundlagen der orthodoxen Kultur‘ in den Schulen geleistet, und gerade auf Initiative der Juden ist es uns, dem staatsbildenden russischen Volk, verboten, im Paß unsere Nationalität anzuführen.

*„Daher müssen wir uns zum Schutz unserer Heimat wie auch der persönlichen Selbstverteidigung an Sie, Herr Generalstaatsanwalt, mit der nachdrücklichen Bitte wenden, in kürzester Zeit die oben dargelegten himmelschreienden Fakten zu prüfen und, wenn sie sich bestätigen, auf der Grundlage der entsprechenden Artikel des Strafgesetzbuches der Rußländischen Föderation, des Gesetzes „Über den Widerstand gegen extremistische Tätigkeit“ (2002) und des Artikels 13 der Verfassung der Rußländischen Föderation („Gründung und Tätigkeit gesellschaftlicher Vereinigungen, deren Ziele auf die Schürung von sozialem, rassischem, nationalem und religiösem Hader gerichtet sind, sind verboten“) of-*

*fiziell eine Strafsache über das Verbot aller religiöser und nationaler jüdischer Vereinigungen als extremistisch einzuleiten. Personen, die dafür verantwortlich sind, diesen Vereinigungen staatliches und Gemeinde-Eigentum, Privilegien und staatliche Finanzierung zur Verfügung zu stellen, bitten wir auch zur Verantwortung zu ziehen, ungeachtet der von ihnen bekleideten Posten“.*<sup>5</sup>

Diese in der (sich selbst „patriotisch“ nennenden) Zeitung „Orthodoxe Rus“ veröffentlichte Eingabe wurde von etwa 500 Personen unterzeichnet, darunter folgenden Abgeordneten des Unterhauses des Parlaments (Staatsduma): Sergej Glotow, Anatolij Greschnewikow, Sergej Grigorjew, Alexander Krutow, Nikolaj Leonow, Igor Rodionow (ein ehemaliger russischer Verteidigungsminister), Andrej Saweljow, Jurij Saweljow, Irina Saweljowa, Iwan Chartschenko, Alexander Tschujew (alle von der linksnationalistischen Fraktion „Rodina“/„Heimat“) sowie Nikolaj Jeserskij, Wladimir Kaschin, Nikolaj Kondratenko (ein früherer Gouverneur der Region Krasnodar), Albert Makaschow (ein General a.D.), Pjotr Swetschnikow und Sergej Sobko (alle von der Fraktion der Kommunistischen Partei der Rußländischen Föderation/KPRF). Vertreter der ultranationalistischen und nur dem Namen nach „Liberal-demokratischen Partei“ (LDPR) Wladimir Schirinowskijs, der – obwohl selbst jüdischer Abstammung (seine Aussage „Meine Mutter war Russin, mein Vater Jurist“ wurde geradezu sprichwörtlich) – in der Vergangenheit immer wieder durch antisemitische Ausfälle von sich reden gemacht hatte, fehlten zur Überraschung nicht weniger Beobachter.

Einige der letzten nicht vom Kreml kontrollierten und demokratischen Presseorgane drückten ihre Verwunderung darüber aus, daß die Generalstaatsanwaltschaft keine Verfahren gegen die Unterzeichner des Briefes wegen nationaler Verhetzung einleitete.<sup>6</sup> Generalstaatsanwalt Wladimir Ustinow verglich ihn wörtlich mit „Küchengesprächen“, die keine Aufmerksamkeit wert seien.

Der Oberrabbiner der Föderation der jüdischen Gemeinden Rußlands, Berl Lazar, nannte die Unterzeichner des Dokuments „psychisch abnormale Leute, die ärztliche Hilfe brauchen“.<sup>7</sup> Präsident Wladimir Putin erklärte in Auschwitz, daß es in Rußland „manchmal“ antisemitische „Erscheinungen“ gäbe, für die er sich schäme.<sup>8</sup> Sein Außenministerium kritisierte den Brief als „offen antisemitisch“, und am 4. Februar beschloß die Mehrheit der Abgeordneten der Staatsduma auf Initiative der pro-Putin-Partei „Einheitliches Rußland“ eine ihn verurteilende Resolution. Allerdings verlief die begleitende Debatte wieder nicht ohne mehr als eindeutige Akzente. So forderte die kommunistische Abgeordnete Tamara



Das Buch, der Begleiter durch die Jahrtausende des lernenden und lehrenden Juden, ist immer wieder auch in anderen Porträts als sinnbildliche Beigabe präsent, so in Arbeiten von Kaufmann, Hirschenberg, Adler, Struck, Iser, Daghani, Arnold, Kaplan u.a. Das Buch wird somit oft zum Merkmal, zur gestalterischen Komponente eines Bildnisses, denn in den meisten Darstellungen liegt es nicht vor dem Juden auf einem Tisch oder Pult, sondern er hält es beim Lesen in der Hand. Von Isif Iser gibt es zwei berühmte Gemälde mit dem gleichen Titel, „Jude mit einem Buch“ (1919/20), wo das Buch, wie ein Teil seiner selbst, zur Person und Identität des Juden gehört, ebenso in den Zeichnungen von E. M. Lilien, Hermann Struck, Anatoli Kaplan u.a.

Da aber bei hebräischen Schrifttexten die Leserichtung von rechts nach links erfolgt und auch in der mittelalterlichen Buchmalerei die Illustrationen in dieser Reihenfolge entstanden sind, ist anzunehmen, daß eine solche Tendenz bzw. Blickbewegung sich auch in der Haltung der Profile oder Halbprofile widerspiegelt. Man schreibt von rechts nach links, und wo man zu schreiben beginnt, liegt bekanntlich der Anfang – der Anfang der Zeile, des Gedankens, des Satzes. Ein karpatischer Zaddik, Mojsche Tscherteser, der vor einem halben Jahrhundert zurückgezogen in der Nähe eines kleinen rumänischen Bergdorfes lebte, sagte einst, daß jeder Anfang schon Vergangenheit sei, denn eigentlich gäbe es keine Gegenwart, sondern nur Vergangenheit und Zukunft. Jede Geste, ist sie getan, gehöre schon der Vergangenheit an.

Wenn wir uns nun an der Leserichtung und den Worten des weisen Zaddiks orientieren, könnte es sein, daß der Jude im Bildnis, blickt er nach links vorwärts schaut, blickt er jedoch nach rechts, richtet sich sein Blick in die Vergangenheit. Ältere Menschen blicken meistens nach rechts, in die Vergangenheit, weil ihre wichtigen Erlebnisse und Erfahrungen in diesem Abschnitt ihres Lebens liegen. Lesende Juden sehen – in künstlerischen Darstellungen, die ebenfalls von Juden stammen – meist nach links, d.h. in die Zukunft, denn, wie Mojsche Tscherteser sagte, Wissen allein würde die Zukunft bestimmen, denn Wissen gab dem Judentum die Kraft zum Überleben. In Chagalls grotesker, „luftiger“ und traumhaft wirkender Bilderwelt z.B. ist ebenfalls immer wieder diese Rechts-links-Bewegung zu erkennen. So fliegt der geflügelte Fisch („Die Zeit ist ein Strom ohne Ufer“, 1930/1939) in die linke Richtung, und ebenso schweben nach links, in die Zukunft, die junge Frau („Der Spazier-

gang“, 1917) wie auch die Braut („Blumen über Paris“, 1967). Der betagte „Kotzker Rebbe“ István Beregis hingegen blickt, wie auch der Großvater in der Komposition „Jüdische Familie“ (1913) von Mark Gertler und in anderen Darstellungen älterer Menschen, nach rechts, in die Vergangenheit.

Nach den zahlreichen Milieuschilderungen von Isidor Kaufmann und den malerischen Schöpfungen „in jüdischem Geiste“, wie die höchste künstlerische Leistung Moritz Gottliebs, „Betende Juden am Versöhnungstag“, folgt im 20. Jh. eine Vielfalt von Gesichtern aus einer Welt, deren Protagonisten heute im Bildnis weiterleben. Die Porträts von Lissitzky, Adler, Daghani, Kaplan, Wachtel, Wolkowitz bis zu Modigliani, Nussbaum, Struck, Gertler, Levine, Epstein, Siporin u.a. sind Meilensteine dieser neuen jüdischen Kunst, deren Akzente sich immer mehr auch auf die menschliche Psyche richteten; und so wird sie erkennbar im Geschick der Alltagsmenschen, die nun als Einzelwesen und jeder in seiner jeweiligen Besonderheit vorgestellt werden: der Jude als Lastenträger, als Arbeiter oder Handwerker, der Jude als Musikant und Tänzer, der Jude mit dem Gelben Stern... Es sind Bilder von tiefem seelischem Gehalt, Spiegelungen einer Welt, die in den letzten Jahrzehnten immer mehr in die Ferne gerückt ist, und es sind Bilder, die Juden zeigen, wie sie von Juden gesehen wurden.

Es war Marc Chagall, der 1922, trotz seiner zwiespältigen Haltung zu diesem vieldiskutierten Thema, in der Moskauer jiddischen Zeitschrift „Schtrom“ schrieb: „Wenn ich kein Jude wäre (mit allem, was dieses Wort für mich beinhaltet), dann wäre ich kein Künstler oder aber ein ganz anderer Mensch. Das ist keineswegs etwas Neues. Was mich betrifft, so weiß ich ziemlich gut, zu welchen Leistungen dieses kleine Volk fähig ist. Leider bin ich bescheiden und kann nicht aufzählen, was es alles zu leisten vermochte. Etwas Beschwörendes – das ist es, was dieses kleine Volk vollbracht hat! Denn als es wollte, hat es Christus und das Christentum hervorgebracht... Ist es nicht denkbar, daß es der Welt auch eine Kunst, irgendeine Kunst, gegeben hat?“

Beim Betrachten der feinsinnigen Bildnisse, die Hermann Struck mit seinen fünfzig meisterhaften Steinzeichnungen schuf, schrieb Arnold Zweig „im Monat Aw 5679“ einen empfindsamen poetischen Text, den er seinen Eltern widmete, und da steht der Satz: „Der Jude ist ewig, denn der Mensch im Menschen ist ewig“.

Online für Sie jederzeit da!

[www.wgkk.at](http://www.wgkk.at)

Wiener  
Gebietskrankenkasse



ren Vertretern des Judentums, die von jüdischen Künstlern der Moderne nachgezeichnet und dadurch für die Nachwelt bewahrt wurden. Denn diese einst farbige, lebendige Welt des östlichen Judentums gibt es nicht mehr; sie wurde in einer „Endlösung“, die in der Menschheitsgeschichte einzigartig ist, vernichtet. Doch die Bildnisse sehen uns heute über Grenzen und Zeiten hinweg immer noch an, wenn wir sie näher betrachten und dabei ihre Individualität, ihre besondere Eigenart, Eigenartigkeit und Einzigartigkeit zu erkennen versuchen.

Jeder Künstler gestaltet seine persönlichen Erlebnisse, Erfahrungen aus seinem Blickwinkel, aus seiner Perspektive, und so ist auch jedes Werk eine autonome Schöpfung. Beim ostjüdischen Künstler, insoweit er seiner Herkunft, seiner heimatischen Lebenswelt nicht entfremdet wurde und in der Erinnerung beheimatet blieb – wie Marc Chagall, Chaim Soutine und Isachar Ryback in Paris oder E. M. Lilien und Lasar Segall in Berlin – war die Begegnung mit dem Westen der entscheidende Auslöser, der die Rückbesinnung herbeigeführt hat. Kunstrichtungen und -strömungen, wie Jugendstil oder Expressionismus, spielten dabei oft eine sekundäre Rolle, denn es ging diesen Künstlern um inhaltliche und weniger um formalästhetische Aussagen, wobei, wie bereits festgestellt, jüdische Herkunft nicht auch jüdische Kunst impliziert.

Doch es gab auch vereinzelte Fälle, wie den Berliner Grafiker Hermann Struck (1876-1944), zu dessen Schülern übrigens Max Liebermann, Josef Israels und Marc Chagall gehörten. Struck kam während des Ersten Weltkriegs als deutscher Soldat in den Osten, wo er zum erstenmal jüdische Menschen und ihre traditionsgeprägte Lebenswelt kennenlernte und in berühmten Radierungen und Kupferstichen – „Skizzen aus Litauen, Weißrußland und Kurland“, 1916, „Das ostjüdische Antlitz“ von Arnold Zweig, 1920 – für die Nachwelt künstlerisch gestaltete.

Diese Kunstwerke entstanden einerseits aus der Konfrontation der Künstler mit ihrem Judentum – das sie bewußt oder unbewußt in sich trugen, auch wenn sie sich geistig zeitweilig in einer erneuernden Strömung integrierten, wie z.B. El Lissitzky und Joseph Tschaikow im Konstruktivismus, Jacques Lipchitz (Chaim Jacob) im Kubismus oder Tristan Tzara im Dadaismus –, andererseits aus der Situation einer gefühlsbestimmten, existenzbedingten Entheimatung, auch wenn man als Jude in der Diaspora immer nur eine zeitweilige und niemals beständige Heimat besessen hatte. Es ist die Speicherung von Erlebnissen, Erfahrungen und Erinnerungen, die nun in Form einer Rückbesinnung zum Ausdruck kommt und sich, besonders bei Samuel Hirschenberg, Marc Chagall, István Beregi, Iosif Iser, Reuven Rubin, Arnold Daghani, Kurt Seligmann, Abraham Walkowitz und anderen repräsentativen Malern und Grafikern, als jüdische Kunst zu erkennen gibt.

Neben Reuven Rubin (1893-1975) und Ar-

nold Daghani (1909-1985) – die aus den jüdisch geprägten Kulturmilieu der rumänischen Städte Galatz bzw. Suceava stammten – sollte auch der leider in Vergessenheit geratene Porträtist M. W. Arnold (Max Mendel Wechsler, 1897-1946) aus Jassy genannt werden. Arnold schuf eine Reihe von jüdischen Bildnissen, die zwar seinerzeit nicht ausgestellt werden durften, doch, wie z.B. die Gemälde „Rubin“ und „Jemenitischer Jude“ zu den expressivsten Arbeiten der Zwischenkriegszeit gehören.

Hier kann nun keine Analyse der Gesamtstruktur jüdischen Kunstschaffens versucht werden, denn uns beschäftigen diesmal nur jene Aspekte, die sich auf das Porträt ostjüdischer Menschen beziehen, und dabei wollen wir das real existierende, das unmittelbar erlebte Antlitz betrachten und nicht das einstige Vorstellungsbild mit seinen zeitbedingten Sonderformen. So ist die sichtbare Wirklichkeit bei den nachfolgenden exemplarischen Bildnissen nicht das primäre Faktum, sondern der Ausgangspunkt zur verborgenen geistigen Welt des Judentums, die in den ostjüdischen Gesichtern und ihrer Physiognomie transparent wird. Es ist die farbige Jüdischkeit einer eigenen Kunstwelt, entstanden aus der inneren Erfahrung einer zweitausendjährigen Wanderung, der Verfolgung, Vernichtung oder des Überlebens in der Emigration; und es ist eine gegenständliche Kunstwelt, mit beseelten Werken, deren Sinnbildlichkeit und Ausdruck wir zu bestimmen versuchen.

Dabei lassen sich in der jüdischen Bildnis-malerei und -grafik des 20. Jhs. zwei künstlerische Antipode erkennen. Da ist einmal das klare, übersichtlich gestaltete Gesicht mit charakteristischem, schicksalsgeprägtem Blick und Ausdruck, eben ein Bild, das die Persönlichkeit des Porträtierten erkennbar macht und zur Wirkung bringt – so z.B. bei Werken von Kaufmann, Lilien, Hirschenberg, Beregi, Iser. Diesem gegenüber stehen die von Symbolen, Symbolfiguren und Deutungen bestimmte Traumwelt eines Marc Chagall und die Visionen von Victor Brauner, Anatoli Kaplan und Chaim Soutine. Es ist eine wundersame ostjüdische Welt voller phantastischer Ereignisse und hintergründiger Geschichten, wie sie im 20. Jh. auch die in Bukarest lebenden Malerinnen Margareta Sterian, Clarette Wachtel, Alma Redlinger und Tia Peltz auf ihre feminin-sensible Weise erzählen.

Und seither blickt auch das ostjüdische Antlitz aus einem der vielen Fenster der zeitgenössischen Kunst. Es ist oft „streng und vorwärtsgewandt“, wie Arnold Zweig 1919 schrieb, mit einem „Blick, der weder fordert noch verzichtet, sich nicht sehnt und nicht klagt, der aber ist, und eine Ferne an sich saugt, von der wir wissen, daß sie nicht mehr ist als Zeit“. Es ist das Gesicht des östlichen Judentums, gezeichnet von Erfahrungen, vom Leid, vom Leben und Überleben in einer zweitausendjährigen Diaspora, getragen vom gemeinsamen Glauben, von überlieferter Kultur und

der Predigerkirche Luthers in Wittenberg.

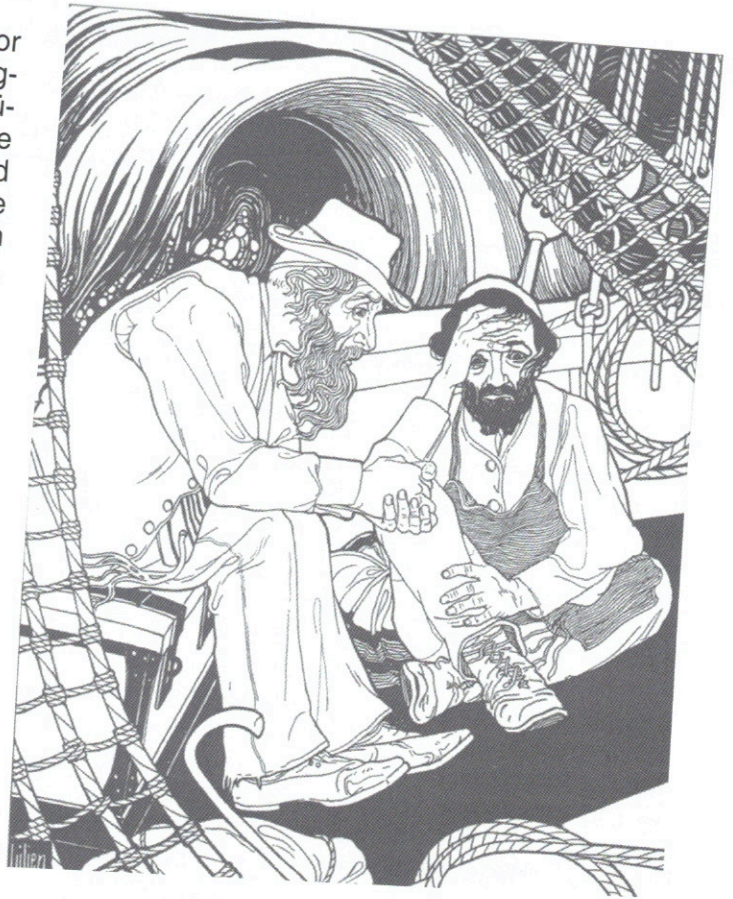
An dieser Stelle muß auch der Reformator Dr. Martin Luther mit seiner berüchtigten richtungweisenden Hetzschrift „Von den Juden und ihren Lügen“ (1543) genannt werden, eine Publikation, die Jahrhunderte hindurch die offizielle Verfolgung und Verhöhnung der Juden maßgeblich beeinflusste, wie ein damaliges Spottbild Josels von Rosenheim, dem Sprecher der deutschen Juden zur Zeit Luthers, zeigt: In der einen Hand hält Josel den Talmud, in der anderen einen Geldbeutel.

Luthers weit verbreiteten, haßerfüllten Äußerungen über das „verworfenen, verdammte Volk der Juden“ – wobei er unter anderem forderte, „daß man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecke“, sie „wie tolle Hunde“ aus dem Lande treibe usw. – empörten damals selbst prominente Persönlichkeiten des Protestantismus. So schrieb ein Nachfolger Ulrich Zwinglis, der Schweizer Theologe und Historiker Heinrich Bullinger an den Reformator des Elsaß, Martin Butzer, man habe beim Lesen den Eindruck, das sei „von Schweinehirten, nicht von einem berühmten Seelenhirten geschrieben...“ Luthers „Forderungen“, die er in seinen Schmähchriften und Predigten oft in pöbelhaftem Stil äußerte, wurden keine vierhundert Jahre später von den Nationalsozialisten wortwörtlich erfüllt.

Die christliche Greuelpropaganda, mit ihren abergläubischen Anschuldigungen und Ritualmordlegenden, genährt von Vorurteilen und Mythen, und die vernichtenden Maßnahmen, wie Pogrome, Zwangstaufen und Vertreibungen, war Jahrhunderte hindurch meist von theologischen Beweggründen bestimmt, bis dann im 19. Jh. der Antisemitismus – ein pseudowissenschaftlicher Begriff, den 1879 der deutsche Journalist Wilhelm Marr lancierte – mit ideologischen und biologischen Argumenten zu agieren begann und die Juden als „Verräter“, „Fremdkörper“, als „artfremden“ und „korrumpierenden Virus“ der Gesellschaft herausstellte. Diese Entwicklung, deren Auslöser in der jüdischen Emanzipation und im Bereich wirtschaftlicher Interessen zu suchen ist, führte schließlich im 20. Jh. zur dunkelsten Stunde der europäischen Geschichte – zum Nationalsozialismus und Shoah.

Sie widerspiegelt sich in zahllosen antisemitischen Spott- und Zerrbildern, die besonders während der inszenierten „Dreyfus-Affäre“, 1894-1899, in der damaligen Presse erschienen sind, und kulminiert in widersinnigen Darstellungen. So wird der französische Hauptmann und Jude Alfred Dreyfus, der angebliche „Verräter“, in einem weit verbreiteten Hassbild von Jules Eugène Lenéveu (1819-1898) zur Hydra, dem mythologischen Monster. Doch andererseits gibt es auch entlarvende Karikaturen jüdischer Künstler, wie z.B. die bekannte Zeichnung „Es ist seine Schuld!“, die Abel Pann (1883-1963) im Jahr 1915 veröffentlichte, um zu zeigen: „Für alle Schwierigkeiten in Europa wird der Jude, der generelle Sündenbock, verantwortlich gemacht.“

Abel Pann (Pfeffermann), Maler, Lithograph und Karikaturist, stammte aus Kreslawka (Letland),



Ephraim Moses Lilien: Gestern...: Die Überfahrt nach Amerika (Tuschezeichnung), 1922

lebte in Odessa, Wien, Paris und während des Ersten Weltkriegs in den USA, von wo er den neuen europäischen Antisemitismus in seinen Zeichnungen anprangerte. Die Symbolfiguren der Großmächte zeigen beschuldigend auf einen kleinen verängstigten Mann, der durch Aussehen und Haltung als Jude zu erkennen ist. Neben Henry Mayer, dessen sarkastische Zeichnungen in den „Münchener fliegenden Blättern“, im Londoner „Black and White“ und in dem Pariser „Le Rire“ erschienen, Edmund Edel, Ernst Stern und Walter Trier gehörte Pann zu den bekanntesten Karikaturisten seiner Zeit.

Das Zerrbild des Juden war vorher schon, zu Beginn des 19. Jhs. in zahlreichen populären Holzschnitten und in sogenannten „Bilderbögen“, wie jener von Johann Michael Voltz, „Unser Verkehr nach der neuesten Darstellung“ (1816/18), im Volk verbreitet worden – mit Trödlern, Händlern, Hausierern, Arrivierten von denunzierendem Aussehen. Sie sollten als lächerliche „Judentypen“ an der „Judennase“, an Mimik und Gestik, an Kleidung und Körperhaltung zu erkennen sein. Schließlich bedienten sich sogar auch bekannte Künstler, wie der populäre Schriftsteller und Maler Wilhelm Busch (1832-1908), des gängigen antisemitischen Klischees. Er zeichnete in einer seiner satirischen Bilderfolgen bewußt den Juden „Schmulchen Schievelbeiner“ als grotesk wirkende Spottfigur: „Krumm die Nase (...), Augen schwarz (...), Miene schlau“ usw., um dann witzig-selbstherrlich festzustellen: „Schöner ist doch un-sereiner!“

„Im Grunde lernen unsere Kinder nicht nur die andere Seite kennen, sondern auch ihren Schmerz, in einer Weise, zu der nur Kinder fähig sind“, sagt Eschar. „Die meisten Juden haben keine Ahnung, wie sich die Araber wirklich fühlen, und das Thema wird in den üblichen Schulen nicht angesprochen. Zugleich kennen die Araber aber auch nicht unsere wirklichen Gefühle zum Beispiel zur Schoah,“ fügt er hinzu.

Die Kinder werden von der Vorschulklasse an in beiden Sprachen unterrichtet. Es sind stets zwei Lehrerinnen anwesend. Während in den ersten beiden Jahren eine Lehrerin die andere noch jeweils übersetzt, gehen sie ab der zweiten Klasse zu einem ergänzenden Unterricht über. Die hebräische Lehrerin erzählt beispielsweise einen Abschnitt einer Geschichte, woraufhin die arabische Lehrerin dort fortsetzt, wo die hebräische aufgehört hat. Das erfordert intensive Vorbereitung, und die beiden müssen gut aufeinander eingespielt sein. Die Kinder erlernen die jeweils andere Sprache spielend, und nach drei bis vier Jahren können sie sich verständigen.

Dudu Amitai, dessen Tochter Rotem die Schule besucht, spricht die Umstellung an, welche die Erwachsenen durchmachen müssen. „Es ist eine große Herausforderung, doch ich glaube, dass diese Schule zu unserer persönlichen Entwicklung und Selbsterfüllung beiträgt,“ sagt er. „Wir sind uns der schwierigen Themen bewusst, doch bei den Elternversammlungen lernen wir, uns ihnen real gemeinsam mit der anderen Seite zu stellen. Sie sind unsere Partner an dieser Schule und auch im Leben. Auf Grund der israelischen Realität und des israelischen Bildungssystems bilden wir, die Eltern dieser Schule, eine Koalition der Minderheiten.“

Im Namen der  
**BEZIRKSVORSTEHUNG  
HIETZING**

wünsche ich Ihnen,  
sehr geehrte Leser des DAVID,  
einen schönen Sommer!

**DIPL.-ING. HEINRICH  
GERSTBACH**  
Bezirksvorsteher

## Hotel Stefanie

Kategorie \*\*\*\*, First Class  
1020 Wien, Taborstraße 12,  
Telefon: 211 50-0 Fax: 211 50-160  
e-Mail: stefanie@schick-hotels.com  
Internet: www.schick-hotels.com



★★★★

126 Zimmer mit Bad/WC, Kabel-TV,  
Telefon, Radio, Minibar, Haarfön,  
Klimaanlage, Restaurant, Bar, Hofgarten,  
Veranstaltungsräume bis 200 Personen,  
Garage im Haus.

**HOTEL  
STEFANIE  
WIEN**

Wir reservieren Ihnen gerne auf Wunsch auch  
ein koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden  
und Gästen einen schönen Urlaub!**



## ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

### Ein denkwürdiges Ereignis

Anlässlich der Feierlichkeiten „60 Jahre Österreich, 50 Jahre Staatsvertrag“ fand am 10.05.2005 in der Grazer Stadtpfarrkirche ein ökumenischer Gottesdienst statt.

Sowohl die katholische Kirche, vertreten durch Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari, als auch die evangelische Kirche, vertreten durch Superintendent Mag. Herman Miklas, äußerten den Wunsch, dass auch die Israelitische Kultusgemeinde, im speziellen, der Präsident der IKG Herr Gérard Sonnenschein, anwesend sein sollte.

Und so kam es, dass erstmals in Graz die Vertreter der christlichen Kirche, im Beisein eines Vertreters der Grazer Juden, gemeinsam beteten.

Am Ende dieser Veranstaltung übermittelte Hr. Präsident Sonnenschein die Grüße der IKG Graz und betete, wobei – wie es sich gehört – alle Anwesenden sich von den Stühlen erheben, unser Totengebet „Kaddisch“.

# Die Neuen Hebräer - 100 Jahre Kunst in Israel

Ausstellung im Martin-Gropius-Bau Berlin (20. Mai - 5. September 2005)

„Die Neuen Hebräer – 100 Jahre Kunst in Israel“ erzählt die Geschichte der modernen israelischen Kultur von ihrer Entstehung vor etwa 100 Jahren bis zur Gegenwart. Die Ausstellung handelt von Visionen eines neuen kulturellen Ganzen, das sich bei all seiner Bindung an die jüdische Vergangenheit von überlieferten Wesenszügen der jüdischen Diaspora auch unterscheidet. Sie geht weit hinter das Gründungsjahr des Staates im Jahre 1948 zurück und beginnt mit dem frühen 20. Jahrhundert. Zu dieser Zeit wanderten mehr und mehr Juden aus verschiedenen Ländern und Kontinenten nach Palästina, das zunächst noch unter ottomanischer Herrschaft stand und dann englisches Mandatsgebiet wurde. Bald schon entstand das Verlangen nach einer eigenen kulturellen Heimat.



Anonym: Bemalte Schallplatte, 1945-50  
© Collection Ilan Roth, Israel



Goldenes Buch des Jüdischen Nationalfonds KKL,  
Bezalel Werkstätten, 1913  
© The Jewish National Fund Collection, Jerusalem



Reuven Rubin: First Fruits, 1923  
© Collection of Rubin Museum Foundation, Tel Aviv

Veranstalter:  
The Israel Museum, Jerusalem und Berliner  
Festspiele im Martin-Gropius-Bau, Berlin  
Telefon (+49-30) 25486-0  
Fax (+49-30) 24586-107  
Email: office@gropiusbau.de  
URL: www.gropiusbau.de

Öffnungszeiten  
Mittwoch bis Montag 10 - 20 Uhr,  
Dienstag geschlossen

# Gedenktafel Synagoge Atzgersdorf



Gerald NETZL

Im Jahr 2000 erschien im Heft 46 des David ein Artikel von Mag. Heide Liebhart über die Baugeschichte und die Zerstörung der im Jahr 1900 errichteten Synagoge für Atzgersdorf und Liesing.



In den Morgenstunden des 10. November 1938 wurde auch diese Synagoge von den Nationalsozialisten und ihren Helfern zerstört. Noch im gleichen Monat wurde die Ruine vollständig demoliert. Nach dem Krieg lag das Grundstück bis zur Errichtung eines Gebäudes der Firma Kerkoc brach. 1988 beschloss die Bezirksvertretung Liesing, in der Dirmhirngasse 112 eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Synagoge zu errichten. Die Inschrift sollte in deutscher und auch in hebräischer Sprache abgefasst werden. Doch wurde dieses Vorhaben nicht umgesetzt. 1989, 1993 und 2000 gab es weitere Versuche. Im Frühjahr 2004 beauftragte Bezirksvorsteher Manfred Wurm Dr. Gerald Netzl, einen neuerlichen Versuch zur Errichtung einer Gedenktafel zu unternehmen. Auf Initiative Netzls wurden 2002 in der Volksschule Atzgersdorf eine Gedenktafel für eine ermordete ehemalige jüdische Schülerin (siehe David Nr. 59, Dezember 2003) und 2004 bei der Wohnbaugenossenschaft Wien-Süd eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Ereignisse des Februar 1934 in Liesing angebracht. Die ersten Gespräche mit der Fa. Kerkoc verliefen sehr positiv, große Aufgeschlossenheit und Entgegenkommen wurden signalisiert. Der 10. November 2004 war für die Enthüllung vorgesehen. Ostern 2004 wurde an die Fa. Kerkoc ein Textvorschlag für die Tafel übermittelt, der über zwei Monate nicht kommentiert wurde und letztlich als zu „stark“ und „aggressiv“ betrachtet wurde. Aus Rücksichtnahme auf die eigenen KundInnen wurde ein „entschärfter“ Text wie folgt vorgeschlagen: „Hier stand die ehemalige Synagoge für Atzgersdorf und Liesing die am 10. No-

vember 1938 zerstört wurde. ZUM GEDENKEN. Bezirksvertretung Liesing.“ Dieser Text entsprach nicht den Vorstellungen der Protagonisten. BV Wurm und Netzl beharrten auf „Hier stand die Synagoge für Atzgersdorf und Liesing die am 10. November 1938 von den Nationalsozialisten und ihren Helfern zerstört wurde. NIEMALS VERGESSEN! Bezirksvertretung Liesing“ (auf Deutsch und Hebräisch).

Nun war guter Rat teuer, doch eine Lösung zeichnete sich ab. So wurde die Gedenktafel auf dem unmittelbar angrenzenden Grundstück von Wienstrom, in der Dirmhirngasse 114, aufgestellt. Endlich konnte am 17. März 2005 die Gedenktafel enthüllt werden. Über 120 Gäste nahmen an der Feier teil. Die Übersetzung des Tafeltextes stammt von Herrn Natan Blum, der heute in Israel lebt und bis zu seiner Vertreibung 1939 Hans hieß und in Atzgersdorf wohnte. Sein Vater überlebte den Krieg in Palästina, seine Mutter und seine Schwester wurden 1942 in Maly Trostinec von den Nationalsozialisten ermordet. Als Redner bei der feierlichen Enthüllung konnte neben Bezirksvorsteher Manfred Wurm Prof. Rudolf Gelbard, ehemaliger Häftling im KZ Theresienstadt, gewonnen werden. Die Lokalhistorikerin und Mitarbeiterin des Bezirksmuseum Liesing Mag. Heide Liebhart sprach über die Geschichte und die Zerstörung der Synagoge sowie über die Geschichte der Liesinger Juden. SchülerInnen der Volksschule Atzgersdorf sangen drei Lieder und schufen einen schönen musikalischen Rahmen. Eine 20-seitige Broschüre, die anlässlich der Enthüllung entstand, beschreibt ausführlich die Geschichte der Synagoge und ihrer Zerstörung sowie den Novemberpogrom in Wien. Diese kann von der Bezirksvorstehung Liesing (Tel. 86334/23114) angefordert werden.

Siehe auch DAVID Heft 48 (Verfolgt - Vertrieben - Ermordet)

**Spula**  
TEXTIL  
HANDELSG. M. B. H.

Spula Textil HandelsGmbH  
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1  
A-2203 Grossebersdorf  
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,  
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

wünscht allen LeserInnen  
des DAVID einen  
schönen Sommer!



VzBgmIn. Grete Laska



Mag<sup>a</sup>. Renate Brauner



Werner Faymann



Mag<sup>a</sup>. Ulli Sima



Bgm. Dr. Michael Häupl



VzBgm. Dr. Sepp Rieder



Dr. Andreas Mailath-Pokorny

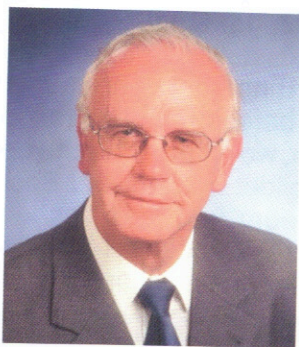


DI Rudolf Schicker



Mag<sup>a</sup>. Sonja Wehsely

*Wir wünschen  
allen jüdischen  
Bürgern und Bürgerinnen  
in unserem Lande  
und allen Lesern des DAVID  
einen schönen Urlaub!*



Allen Leserinnen und Lesern des  
DAVID einen erholsamen Urlaub

wünscht

Bürgermeister

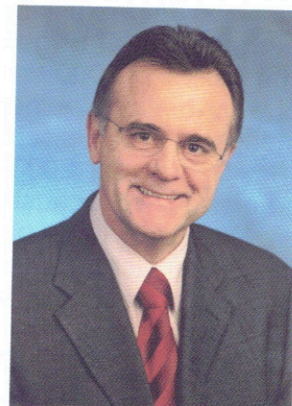
Dr. Peter Koits

im Namen des Stadtsenates

und Gemeinderates

der Stadt Wels

Den jüdischen Mitbürgern  
in unserem Lande  
wünsche ich einen schönen  
Sommer!



**HANS NIESSL**  
Landeshauptmann  
von Burgenland



*Franz Morak mit dem Sprecher der Knesset,  
Reuven Rivlin*

Zelingher. Da die junge Generation zu wenig über Herzl wisse, soll sein Erbe vor allem in einer für sie zugänglichen Art dargestellt werden.

Das neue Museum zeigt von außen Ähnlichkeiten mit einem Ufo. In vier Sälen werden historisches Filmmaterial, aufgearbeitet mit Technik und Lichteffekten, gezeigt. Unter den Original-Ausstellungsstücken befindet sich der schwarze Küchentisch, auf dem „Der Judenstaat“ entstand. In Vitrinen sind unter anderem Herzls Reisesouvenirs aufbewahrt, so auch sein vergilbter Tropenhelm, den er bei seiner historischen Begegnung mit Kaiser Wilhelm in Jaffa trug.

Der gebürtige Budapester Theodor Herzl war ein Kind der österreich-ungarischen Monarchie. Er war geprägt von der kurzen Blüte des jüdischen Lebens in Österreich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zugleich erlebte er, wie die verhängnisvolle Saat des Nationalismus aufzugehen begann und der multinationale Charakter Österreichs immer mehr in den Hintergrund trat. Die hässliche Fratze des Antisemitismus begann ihr Haupt zu erheben und sich immer deutlicher zu zeigen. Wie sehr dies den jungen Theodor Herzl, der als Journalist der anerkanntesten Tageszeitung der Monarchie, der „Neuen Freien Presse“, fest im gesellschaftlichen Leben Wiens verankert war, prägte, davon legt die Aus-



*Kranzniederlegung in Yad Vashem*

stellung ein beredtes Zeugnis ab. Auch wenn Herzl nicht der Begründer des theoretischen Zionismus war, so war er es, der den Zionismus zur größten nationalen Bewegung des 19. Jahrhunderts gemacht hat. Er war der erste, der das Problem der Judenfrage ernsthaft thematisierte. Herzl war davon überzeugt, dass die Gründung eines jüdischen Staates möglich und realisierbar sei. Mit einigen Dutzend Seiten hatte ein einzelner Mann eine verstreute, verzwierte Masse zur Einheit geformt. „Ich bin im Tiefsten davon überzeugt, daß ich Recht habe - ich weiß nicht, ob ich in der Zeit meines Lebens Recht behalten werde. Die ersten Männer, welche diese Bewegung beginnen, werden schwerlich ihr ruhmvolles Ende sehen. Aber schon durch das Beginnen kommt ein hoher Stolz und das Glück der innerlichen Freiheit in ihr Dasein“, schrieb Herzl in der Vorrede des Buches. „Darum sage ich deutlich und fest: Ich glaube an die Möglichkeit der Ausführung, wenn ich mich auch nicht vermesse, die endgültige Form des Gedankens gefunden zu haben. Der Judenstaat ist ein Weltbedürfnis, folglich wird er entstehen.“ Seine letzten Lebensjahre stellte er ganz in die Sa-



*Franz Morak mit Kulturministerin Limor Livnat*

che des Staates für die Juden. Nach vielen Rückschlägen starb er im Alter von nur 44 Jahren an einem Herzleiden. Stefan Zweig schrieb über Theodor Herzls Tod in Edlach an der Rax und seiner Beerdigung in Wien im Jahr 1904: „Mit einem Mal merkte Wien, dass hier nicht nur ein Schriftsteller gestorben war, sondern einer jener Gestalter von Ideen, wie sie in einem Land, in einem Volk nur in ungeheuren Intervallen sich sieghaft erheben.“ In seinem Testament schrieb Herzl: „Es ist mir ein Wunsch, in einem Metalsarg neben meinem Vater bestattet zu werden, und dort zu bleiben, bis das jüdische Volk meine sterblichen Überreste nach Eretz Israel bringen wird.“ Nach der Gründung des Staates Israel wurde ihm dieser Wunsch im Jahr 1949 erfüllt.

Viele Österreicher kamen in der Zwischenkriegszeit nach Israel. Die einen als begeisterte Zionisten auf den Spuren Theodor Herzls. Der legendäre Jerusalemer Bürgermeister und Gründer der Jeru-



unterscheidet.

Popstars wie Madonna setzen im Showbusiness Akzente, die sich in ihrer Imitation in der realen Welt zum Trend entwickeln können. Damit stellt sich die provokante Frage, ob etwa mediale Größen wie Madonna einen Beitrag zum Kampf gegen Antisemitismus leisten können, allein aus dem Grund, da sie als Identifikationsfiguren Millionen von Menschen beeinflussen. Dass sich die Fans mit Hilfe von Konsumartikeln, wie etwa dem im Preisniveau so manchen Mittelklasseweinen vergleichbarem Kabbalawasser, ein Stück jüdischer Identität in ihre Wohnzimmer holen und in ihr Alltagsleben integrieren, ist wohl kaum zu erwarten, doch viel schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob dies überhaupt wünschenswert wäre.

Wenn wir von der Prämisse ausgehen, dass jede Imitation zu positiven Effekten führen kann, dann müssten wir dies bejahen. Wirft man aber einen genaueren Blick auf das, was dort imitiert wird, fällt die Antwort nicht mehr ganz so leicht. Um es überspitzt auszudrücken: Kann man es gut heißen, dass, nur weil Madonna ein Faible für Kabbalistik entwickelt hat, Antisemitismus und Antijudaismus gerade »out« sind? Ganz abgesehen davon zeigt uns die Realität in Europa, dass Antisemitismus offenbar keineswegs »aus der Mode gekommen« ist. Dass Parteien wie die rechtsextreme NPD im letzten Jahr in den Sachsener Landtag einziehen konnten, liegt zum großen Teil an der mangelnden Be-

reitschaft der Bürger, antisemitische Parteihalte als solche wahrzunehmen, sie zu verurteilen und in letzter Konsequenz der NPD ihre Stimme zu verweigern. Die Gedenkfeiern zum Jahrestag des Bombardements auf Dresden vor 60 Jahren, bei der die Dresdner Bevölkerung in Lichterketten die Worte „Diese Stadt hat Nazis satt“ formte, waren dagegen ein gutes Zeichen, ebenso die Wahlabsage an die NPD in Schleswig-Holstein im Februar dieses Jahres.

Die Antisemitismuskussion mit einer Frage nach Trends in der Welt des Showbiz zu verbinden, scheint beinahe frivol und auch unangebracht zu sein. Auf den zweiten Blick aber muss man sich die Frage gefallen lassen, ob sich aus derartigen Trends, wenn sie nun schon einmal unsere Konsumwelt überfluten, nicht auch positive Aspekte ableiten lassen. Wenn Hollywood oder die Popwelt in der Lage sind, religiöse Modewellen, wie im Falle des Buddhismus, auszulösen, wäre es immerhin denkbar, dass diese auch für das Judentum eine positive Wirkung entfalten könnten. Bedenklich ist dabei allerdings, dass es dazu eine Madonna braucht, die zwar über künstlerische Qualitäten verfügen mag, deren Urteilsvermögen bei ihrer Identitätsfindung aber sehr wohl angezweifelt werden darf. Nichts desto trotz wird es hier wahrscheinlich ein Trend in unseren Alltag schaffen, den zu ignorieren uns schwer fallen, den wertfrei zu kommentieren uns aber nahezu unmöglich sein wird.



MECHANIK - ELEKTRIK  
SPENGLEREI

WERNER GRÖGOR

Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien  
eigener Abschleppdienst  
und Leihwagen nach Absprache

**ROSINA KOHN**

1170 Wien, Weissgasse 42  
Tel. 486 34 33, Fax DW 22  
e-Mail: groegor@nurf.at  
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr

wünscht allen einen schönen Sommer!

Die ÖVP Alsergrund  
und  
Landtagsabgeordneter  
**Dr. Wolfgang ULM**

wünschen allen Lesern  
des DAVID  
einen schönen und  
erholsamen Urlaub!

**Maß- und Änderungsschneiderei**

**Ferco Ercin**



Tel. + Fax: 01/5952842,  
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen  
Kunden, Freunden und Bekannten  
einen schönen Sommer!

Kommerzialrat  
**FRANZ H. GRUNDWALT**

Bezirksvorsteher  
Wien-Innere Stadt  
wünscht allen jüdischen  
Freunden und Bekannten  
einen schönen Urlaub!

Mit der Etablierung des „Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte“ im Jahr 2004 wurde in Salzburg ein wesentlicher Schritt dazu gemacht, dem Gedächtnis und der Erinnerung an das Schicksal der Juden in aller Welt einen Platz auf Dauer einzuräumen. Denn das ist und bleibt eine der wichtigsten Aufgaben einer offenen und demokratischen Gesellschaft: das Zusammenleben verschiedener Kulturen und Religionen zu ermöglichen, Spannungen abzubauen sowie die vielfältigen Aspekte des nicht immer einfachen Zusammenlebens zu verstehen und zu verarbeiten.

*Literatur:*

Helga Embacher (Hg.), *Juden in Salzburg. History, Cultures, Fates, Salzburg 2002.*

## FOTO- & VIDEOPRODUKTION



1110 Wien,  
Neu Albern 79,  
T.: 769 48 60  
Fax: 769 48 60-4  
Handy: 0664/30 24 620

[www.videoandre.at](http://www.videoandre.at)  
eMail: studio@videoandre.at

*wünscht allen Freunden,  
Bekannten und Kunden  
einen schönen Urlaub!*



**DAS ÖSTERREICHISCHE  
SCHWARZE KREUZ  
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE**

**wünscht allen Lesern des DAVID  
einen schönen Sommer!**

**Für das Präsidium:**

LAbg. a.D. Bgm.a.D. ÖkRat Franz RABL

**Präsident**

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

**Vizepräsident**

W.Hofrat Mag. Josef SCHANTL

**Generalsekretär**

W.HOFRAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

**Präsidialmitglied**

Der Bezirksvorsteher von  
DONAUSTADT

**FRANZ-KARL  
EFFENBERG**

wünscht einen schönen und  
erholsamen Urlaub!

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

**Ing. Rudolf Mayer**

Beh. Konz. Elektrotechniker

1160 Wien, Wattgasse 9-11

e-mail: rudolf.mayer1@chello.at

Tel.: 485 57 22, Fax: 4850 33 69

- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -  
- Alarmanlagen -

*wünscht allen Kunden, Verwandten,  
Freunden und Bekannten  
einen schönen und erholsamen Urlaub!*

**H. & W. MÜLLER IMMOBILIEN GMBH**

1090 Wien, Alserbachstraße 5/7.

T.: 310 86 30, 310 88 83,

Fax: 310 15 19

wünschen allen Freunden  
und Kunden  
einen schönen Urlaub!

**Zum Titelbild:** „...Er (Egon Schiele) konzentrierte sich so sehr auf das Wesentliche, dass er sogar eine Figur nur im Fragment zu zeigen brauchte, um eine vollendete Vorstellung von der ganzen Persönlichkeit zu geben. Das meisterhafte Bildnis Arnold Schönbergs ist ein bezeichnendes Beispiel. Der Schöpfer des musikalischen Expressionismus und des Zwölftonsystems sitzt ruhig in einem Sessel und wendet seine gedankenvollen Augen zum Beschauer. Wir sehen bloß den Oberkörper und den linken Arm mit der Hand, die die Stuhllehne umfasst, während der rechte Arm mit dem Umriss der Schulter endet. Dies genügt, um eine völlige Vorstellung von des Komponisten physischem und geistigem Habitus zu geben. Der magere Kopf ist wunderbar durchmodelliert und spricht in jeder Linie. Es ist der Kopf eines Helden des Geistes und eines großen Österreicherers, der wie Schiele selbst Verfolgung von menschlicher Unwissenheit erfahren hatte. Die Asymmetrie und Unregelmäßigkeit von Schönbergs Gesichtszügen, einen Charakter enthüllend, der Härten zu ertragen weiß, von nervösem inneren Leben pulsierend, ist deutlich gemacht, ohne das Gefühl von Disharmonie zu erwecken. Der Punkt stärkster Konzentration ist des Musikers rechtes Auge, das in der ersten Anlage einen leidenden Ausdruck hatte. Hierauf zog der Zeichner eine lange circumflexförmige Linie über die Braue, die eher die schöpferische Energie des Dargestellten unterstreicht als das Leid, das er zu ertragen hatte...“ (zitiert nach Otto BENESCH, Egon Schiele als Zeichner, Wien, o. J.)